Der große Kurfürst

und

der Schöppenmeister.

Historischer Roman

aus Preußens Vergangenheit.

In drei Bänden.

Von

Max Ring.

Erster Band.

Breslau.

Verlag von Joh. Urban Kern.

1852.

I.

Der Sonntagsgottesdienst in dem alten Dome zu Königsberg war eben beendet. Aus dem weiten Portale der Kirche fluthete der Menschenstrom. Männer, Weiber und Kinder traten in feierlicher Stimmung heraus auf die stillen Straßen. Auf den Gesichtern der Bürger und ihrer Frauen lag noch die Rührung, welche die Predigt des beliebten lutherischen Pastors Mislenta hervorgebracht. Die feierlichen Klänge der Orgel, welche das Schlußlied begleiteten, hallten wie eine ernste Mahnung den Scheidenden nach. Mit gesenkten Häuptern schritten die schönen Jungfrauen der Stadt in ihrem Sonntagsstaat an den kecken Schülern der Albertina vorüber, welche jede fürwitzige Bemerkung, zu der die Jugend sonst so leicht geneigt ist, über die Nähe des Heiligthums vergaßen. Hier und da schlich wohl auch ein Greis auf seinen Stab gestützt langsam zwischen

den Gräbern und stattete im Vorübergehn einen Besuch den vorangegangenen Lieben ab. Vielleicht suchte er bei dieser Gelegenheit sich selbst das grüne Plätzchen aus, wo er gern ruhen wollte nach dem harten Kampf des Lebens. Auf jedem Angesicht schwebten noch der Friede und der Ernst, welche der Mensch mitbringt, wenn er mit seinem Gott gesprochen.

Je weiter aber die Versammlung sich von dem Dom entfernte, desto mehr veränderten sich der Ausdruck und die Physiognomie derselben. Die würdigen Bürger gaben bald die Strenge auf, welche in ihren Mienen herrschte. Bekannte gesellten sich zu einander, im heiteren Gespräche wandelnd. Hier und da wurde gescherzt und selbst ein derbes Wort mit schallendem Gelächter laut begrüßt. Die schönen Frauen musterten indessen gegenseitig ihren Putz, fast wie es unter den Frauen noch heut zu Tag geschieht, dann sprachen sie von Hochzeiten, Kindtaufen und schlechten Dienstboten, grad wie zu unsrer Zeit. Indeß wagten auch die reizenden Jungfrauen ihre strahlenden Augen zu den lustigen Schülern aufzuschlagen. Blicke begegneten sich, Wangen errötheten und die Herzen pochten just wie in unseren

Tagen noch, wenn Jugend und Schönheit zusammentreffen, denn des Menschen Herz bleibt dasselbe in Ewigkeit.

Auf der Straße, welche nach dem großen Markte führt, hatten sich einzelne Gruppen gebildet. Meist waren es Männer, welche da zusammenstanden, und fast werdet ihr's nicht glauben wollen, mit großer Heftigkeit über Politik verhandelten. — Ja, unsere Vorfahren waren, wie wir bald sehen werden, von diesem Teufel nicht minder besessen, als wir, ihre Nachkommen, die wir im Jahre 1848 lebten.

Damals aber schrieb man 1660 nach Christi Geburt. Der Friede von Oliva war eben geschlossen und der große Kurfürst ging ernstlich mit der Absicht um, sich als souveräner Fürst in Preußen von den Ständen huldigen zu lassen. — Das war aber in jener Zeit nicht so leicht, als man sich's heut zu Tage denkt. Die alten Stände, Adlige und Bürger, besaßen Freiheiten und Privilegien, welche sie mit Muth und Ausdauer gegen die Uebergriffe der fürstlichen Gewalt vertheidigten. Erst nach einem langjährigen Kampfe, der von beiden Seiten mit der höchsten Anstrengung geführt wurde, gelang es dem Regenten, die Souveränität in Preußen durch-

zusetzen und nach und nach die Macht und den Einfluß der alten Stände zu beseitigen.

So lange Preußen unter polnischer Herrschaft gestanden, waren seine Freiheiten und Rechte geachtet worden; aber die Idee der staatlichen Einheit, welche in Frankreich von Richelieu und Mazarin mit eiserner Konsequenz verfolgt und von Ludwig dem Vierzehnten auf die höchste Spitze getrieben wurde, hatte auch in dem großen Kurfürsten den lebendigen Wunsch angeregt, die Selbstherrschaft in seinen Staaten anzutreten und den Einfluß, welchen die Stände auf die Regierung des Landes ausübten, ein und für allemal zu vernichten.

Bereits hatte der große Kurfürst hierzu den ersten Schritt gethan. Durch den Welauer Vertrag, den er mit Polen abgeschlossen, war ihm die Souveränität über Preußen zwar zugestanden, jedoch ohne die nöthige Huldigung und Zustimmung der Stände abzuwarten, hatte er das ohnedies vom Kriege ausgesogene Land mit willkürlichen Abgaben überhäuft und zur Beitreibung derselben ein Heer von 20,000 Söldnern als Besatzung hineingelegt. Grund genug für Bürger und Adlige zur Unzufriedenheit.

Darum klagte auch in einer dieser Gruppen, welche sich nach dem Gottesdienste gebildet hatten, der kleine Schneider Klaus Bollermann und focht dazu mit den mageren Händen, als handtierte er eben noch mit Nähnadel oder Biegeleisen.

Gott weiß es, rief er laut, mit jedem Tage steigen die Abgaben, die bald nicht mehr zu erschwingen sind. Die Exekution frißt das Fleisch und läßt uns nur die Knochen übrig. Wenn das so fortgeht, müssen wir noch verhungern mit Weib und Kind.

Er hat Recht, bekräftigten die Umstehenden.

Ermuntert durch den Beifall seiner Mitbürger, fuhr der Schneider, immer eifriger werdend, in seiner politischen Rede fort: Was für ein Recht hat denn der Kurfürst? Ich sage euch gar kein's, nicht so viel . . . Das hat mir der Stadtschreiber gesagt, als ich ihm das neue Wamms angemessen, ein braver Mann und gelehrt dazu. Der weiß es aus Urkunden und Pergamenten, daß kein Fürst in Preußen neue Auflagen machen darf, so er nicht alle unsere Rechte und Privilegien erst bestätigt hat und die Stände zuvor befragt. Nicht einen Deut brauchen wir zu bezahlen, wenn wir nicht wollen.

Wir wollen auch nicht bezahlen, riefen all die Anwesenden.

Mir ganz Recht, nahm jetzt der Schlossermeister Hans Boden, ein verständiger und geachteter Mann, das Wort, möchte auch lieber den schwer erworbenen Groschen in der Tasche behalten, oder in die Truhe zu den andern legen; aber was soll ich thun? so der Schatzmeister kommt die Accise einzufordern, muß ich sie wohl zahlen, erstens, dieweil kein Reich ohne Abgaben existiren kann, und zweitens, weil ich als Einzelner mich nicht der Gewalt zu widersetzen vermag. —

Diese vernünftige Rede des Schlossermeisters fand durchaus nicht den gewünschten Anklang und so vielen Beifall, wie die Worte des kleinen Schneiders. Denn, wie es immer bei solchen Gelegenheiten zu gehen pflegt, fährt der am Schlimmsten, der den heranbrausenden Sturm zu beschwichtigen versucht. Wer Mäßigung predigt, wird in solchen Augenblicken nicht gehört, dagegen wird der laut gepriesen, der die Leidenschaft der Menge aufzuregen weiß.

Da Hans Boden sah, daß seine Mitbürger nicht auf ihn hören wollten, schwieg er still und überließ dem lauten Schneider das Wort fast ganz allein.

Ja, als der Pole noch im Lande herrschte, fuhr dieser fort, da gab es noch etwas zu verdienen, da waren goldene Zeiten. Man wußte nichts von Kriegssteuer und Accise, aber seit der Kurfürst und die Souveränität regieren, ist kein Auskommen mehr. Wir alle gehen noch mit der Zeit zu Grunde.

Freilich, freilich, murrten die aufmerksamen Zuhörer.

Der Schneider wollte seine Jeremiade zur Erbauung und Belehrung seiner Nachbarn fortsetzen, als ihn der dicke Schlächter Jobst vom Kneiphof unterbrach:

Gevatter Klaus, ich möchte gar zu gern wissen, wer denn eigentlich hinter der Souveränität stecken mag? Hab' ich mir doch schon immer den Kopf zerbrochen, wer die Person wohl ist, von der so viel gesprochen wird.

Der Schneider ließ nicht allzulang auf seine Antwort warten. Zuvor aber nahm er eine ernste gravitätische Stellung an, reckte die kleine Gestalt in die Höhe und legte den Zeigefinger der linken Hand nachdenklich an die gekrümmte Nase, welche seinem Gesichte, verbunden mit dem vorstehend spitzen Kinn, das Aussehen eines kleinen Raubvogels gab. Die Rechte stützte er dabei wohlgefällig auf die dünne

Hüfte, wodurch seine Stellung einen ungemein imposanten Ausdruck erhielt.

Mit dieser kühnen Positur sagte er: Seht, Gevatter, die Souveränität ist keine Person, weder Mann, noch Frauenzimmer, wie ihr fälschlich zu glauben scheint. Nein, da irrt ihr euch und seid weit vom Ziele weg. Die Souveränität ist eine neue Mode, die der Kurfürst aus Frankreich oder Holland mitgebracht.

Eine neue Mode? frugen verwundert die Anwesenden.

Allerdings, entgegnete der pfiffige Schneider, wozu er schlau mit den grünen Aeuglein zwinkerte. Wie ich euch sage, der Kurfürst will den Ständen den warmen preußischen Kittel ausziehn und ihnen die brandenburgische Uniform anmessen. Das ganze Land soll unter dem Kurhut gehn und wer nicht gutwillig mag, den wird man zwingen. Es geht an Kopf und Kragen, hab' ich gehört, und es steht Keiner so hoch im ganzen Land, daß er ihn nicht langen kann — selbst der Schöppenmeister —

Hoho! rief da der Schlächtermeister Jobst, von dem glaub' ich nimmermehr, daß er sich beugen wird. Der ist hart wie schwedisch Eisen und giebt in keiner Sache nach.

Alle Anwesenden pflichteten den Worten des Redners bei und sagten mancherlei noch zum Lob und Preis des würdigen Schöppenmeisters. Da geschah es, daß er selber, der wackere Hieronymus Rhode desselben Weges kam. An seiner Seite ging ein liebliches Frauenbild mit goldlockigem Haar und blauen Augen. Aber wenn auch all die jungen Männer sich tief vor der schönen Katharina neigten, so grüßten die Alten noch viel erfurchtsvoller ihren Begleiter, einen hohen stattlichen Fünfziger, der würdevoll aber ohne Stolz den Gruß seiner Mitbürger erwiederte.

Der Schöppenmeister aber war ein Mann wie aus festem Eichenholz geschnitzt. Groß und breitschultrig, ragte er über die Menge hervor. Sein Auftreten war langsam, gemessen und kräftig, als wollte sein Fuß in der Erde Wurzeln schlagen. Auf den breiten Schultern saß ein schöner, ausdrucksvoller Kopf, wie wir ihn an den Bildern des wackeren Meisters Holbein öfters finden. Von der hohen Stirn fiel das schlicht gekämmte blonde Haar, mit einzelnen silbergrauen Locken bereits vermischt, lang hernieder. Unter den buschigen Augenbrauen schimmerten die blauen Augen scharf und glänzend wie

heller Stahl hervor. Das Gesicht, zwar derb und knochig, hatte einen gar milden Ausdruck voll schlichter Güte und gewinnender Freundlichkeit, der den strengen Ernst der harten Züge sänftigte. Muth und Entschlossenheit, mit hoher Klugheit gepaart, sprachen sich in dem Antlitz aus. Seine Kleidung war die eines wohlhabenden Bürgers aus jener Zeit. Er trug einen Rock von feinem niederländischen Tuch, reich mit Pelz verbrämt, an seiner Seite hing ein breites Schwert, und nur die goldne Kette, welche ihm bis zur Brust herniederreichte, verrieth das hohe Amt, welches er bekleidete.

Nachdem er den Gruß seiner Mitbürger erwidert hatte, redete er einen oder den andern von ihnen wohlwollend an.

He, Meister Klaus, sagte er zu dem Schneider, habt ihr wieder Arbeit vollauf? Dieweil die Nadel geht, rastet eure Zunge, die spitzer mir, als alle Nadeln deucht. — Meister Jobst, wie gehen die Geschäfte, seid ihr mit eurem letzten Einkauf in Polen wohl zufrieden? So ihr, wie ich vernommen, euren Vortheil dabei gefunden, so vergeßt auch der Armuth nicht. Laßt um Christi Willen nicht den Preis des

Fleisches höher steigen, als er bereits gestiegen ist, damit auch der Dürftige sich am Sonntag ein kräftiges Süpplein zu kochen im Stande ist.

So sprach der würdige Schöppenmeister nur im Vorübergehen zu jedem Bürger nach seiner Art und Handtierung. Dem und jenem, wie dem Schlosser Hans Boden, drückte er selbst die Hand, und wem eine solche Ehre widerfahren war, der schätzte sich hoch beglückt. Wo aber auch immer Herr Rhode den Rücken wandte, da sprach man nur Gutes von ihm, was nicht jedermann zu geschehn pflegt, und selbst lange noch, nachdem er bereits den Blicken entschwunden war, lobten ihn die Bürger über alle Maßen.

Das ist ein Mann, schrie der Schneider Klaus entzückt, einen solchen Schöppenmeister hat Königsberg noch nie gehabt; weder die zu Danzig, noch Elbing können seinesgleichen aufweisen.

Er ist ein Ehrenmann, setzte der Schlosser hinzu und seine Augen wurden fast ein wenig feucht, als er die wenigen Worte mit bebender Stimme hervorbrachte.

Ein wahrer Vater der Armen, bekräftigte der dicke Schlächtermeister.

Und ein weiser Politikus, schloß der kleine Meister mit der pfiffigsten Miene von der Welt. Der wird dem Kurfürsten und seinen Räthen noch manche harte Nuß aufzuknacken geben. So lange der lebt, kommt die Souveränität in Preußen nimmer auf einen grünen Zweig.

Das soll sie auch wohl bleiben lassen, schrie der Schlächter Jobst zornig auf, setzte aber dann nachdenklich mit sanfterer Stimme hinzu: Möchte für mein Leben gern wissen, was es eigentlich mit der Souveränität für ein Bedeuten hat? Wenn mir Einer nur den Gefallen thät, das Ding mir kund zu thun.

Kommt, kommt, Meister, sagte der Schneider und hing sich an den fleischigen Arm des Nachbars, wie ein Boot neben einer stattlichen Fregatte schwimmt. Die Suppe wird zu Haus uns kalt und der Braten verbrennt. Dann giebt es Schelte von den Weibern. Unterwegs will ich euch erklären, was ihr nicht begreifen könnt.

Arm in Arm gingen die Beiden ihrer Wohnung zu, wo wirklich bereits die Frauen grimmige Gesichter über das allzulange Ausbleiben der Männer schnitten. Nach und nach verloren sich auch die übrigen

Bürger von dem Markte und den Straßen. Nur hie und da trippelte eine junge Magd im rothen Friesrocke mit dem goldbraunen Braten, den sie beim Bäcker abgeholt, verfolgt von einem lüsternen Hunde, der das duftende Gericht schuppernd umkreiste.

II.

Als der Schöppenmeister heimgekehrt war, fand er bereits den Tisch gedeckt. Während die Weiber noch in der Küche schalteten, hatte sich Herr Rhode in den alten Sorgenstuhl niedergelassen. Vor ihm stand ein Tisch, mit allerhand sorgsamer Arbeit von Holz und Perlmutt zierlich ausgelegt. Denn war auch Herr Rhode nicht grad reich, so herrschte doch in seinem Hause ein gewisser bürgerlicher Wohlstand, der sich vom Vater auf den Sohn seit langen Jahren fortgeerbt.

In der traulichen Stube standen der Truhen und Kisten viel, angefüllt mit feiner Leinwand und allerlei Hausrath. In dem Schrank prangten wohlverschlossen das Silber, manch kunstreicher Pokal mit erhabener Arbeit dran, allerlei Ehrengeschenke, Schaustücke und vor Allem die große Ampel mit den sieben Armen, eine getreue Kopie der Leuchte,

welche im Tempel Salomonis einst gestanden. Das Alles war fein und zierlich aufgestellt, und man fühlte wohl, daß weder das strenge Auge des Herrn, noch die nimmer rastende Hand der Hausfrau in diesen Räumen mangelten. Auf dem Gesimse rings an den Wänden blinkten das blank gescheuerte Kupfer- und Messinggeschirr, in welchem sich die Sonne spiegeln konnte. Die Fenster waren mit anmuthigen Gewächsen und Blumen umstellt, welche unter der pflegenden Hand der holden Katharina trefflich zu gedeihen schienen. In der Ecke aber standen zwei goldene Rocken, mit blauem und rothem Bande umwunden. Die schnurrenden Rädchen, die Zeichen nie rastenden weiblichen Fleißes, mußten heute ruhn, dieweil es Sonntag war.

Anmuthend und traulich war das Zimmer, in welchem Herr Rhode verweilte, und der große Ofen aus schwarzgebranntem Thone beeinträchtigte durchaus nicht die Heimlichkeit der nordischen Wohnung. Ein glänzender Sonnenstrahl, der durch die kleinen Scheiben drang, vergoldete noch den ganzen Raum und gab ihm einen Ausdruck lichter Freundlichkeit.

Herr Rhode selbst hatte den pelzverbrämten Sonntagsrock ausgezogen und das schwarze Sammt-

barret, so wie die goldene Kette, das Zeichen seines Amtes, abgelegt. Im einfachen Hauskleide, das faltig und bequem sich um die kräftige Gestalt schmiegte, saß er auf dem geschnitzten Sorgenstuhle da. Auf dem kleinen Tische vor ihm lagen allerhand wichtige Papiere und alte Urkunden, die er mit größter Aufmerksamkeit durchforschte. So vertieft war er in seiner Arbeit, daß er nicht den Eintritt der Hausfrau bemerkte, welche, um nicht zu stören, leise durch die Thür geschlichen kam. Aufmerksam und bekümmert betrachtete sie das Antlitz ihres Herrn, in dem eine große Sorge jetzt deutlich zu lesen war.

Hieronymus! flüsterte sie leise.

Da er nicht hörte, nahte sie sich ihm und legte freundlich ihre Hand auf seine Schultern.

Er wandte sich fast erschrocken um. Als er aber sein Weib erkannt hatte, da spielte ein kaum merkliches, aber dennoch freundliches Lächeln um den fest gepreßten Mund.

Was giebt es, Mutter? fragte er im sanften Ton.

Du vergißt, entgegnete die Hausfrau, daß heute der Tag des Herrn ist. Warum gönnst du dir am Sonntag nicht einmal die Ruh, die Gott geboten

hat? Seit Wochen erkenne ich dich nicht wieder. Deine sonstige Fröhlichkeit ist geschwunden. Du hast einen Kummer, den du absichtlich vor mir verbirgst. Ich hab ein Recht auf deine Sorgen. Seit ich dein ehelich Weib geworden, haben wir redlich mit einander Leid und Freud getheilt, wie es sich ziemt. Willst du, da wir mit einander in Ehren alt geworden, es jetzund anders gehalten sehn?

So meine Sorge nur das Hauswesen beträfe, antwortete der Schöppenmeister, würde ich dir nichts verschwiegen haben, aber der Stadt und des Gemeinwesens Fährlichkeiten gehören dem Manne allein.

Hieronymus, rief die Hausfrau vorwurfsvoll, du hast nichts Gutes vor, so du deine Pläne vor deinem Weibe verbergen mußt. Wohl weiß ich, daß was Großes im Werke ist, denn geheime Boten gehen hin und her und Briefe kommen von allen Weltenden an dich. Du hast dir, fürcht' ich, bereits einen üblen Handel bereitet. Der Kurfürst mit seinen Räthen paßt dir auf den Dienst. Sie lauern nur auf die Gelegenheit, dir was anzuhaben. Steht nicht geschrieben, du sollst unterthan sein deiner Obrigkeit?

So sie Recht thut und die Freiheit und Privilegien der Unterthanen achtet, aber wenn sie uns

mit Füßen tritt, müssen wir wider sie aufstehn wie ein Mann. Wir haben uns Fürsten eingesetzt, damit sie uns schützen und ihnen manches schöne Stück Geld gezahlt und große Ehren auch erwiesen. Aber der Kurfürst handelt nicht wie ein Vater, der er doch sein soll, gegen uns. Er verlangt Abgaben, die wir nimmer erschwingen können, und will die Huldigung, die wir ihm so lang nicht leisten können, bis uns der Pole feierlich des einmal geschworenen Eides entlassen hat. — Doch was schwatz ich da mit dir — geh, bring das Essen herein. Auf wen warten wir denn noch?

Oswald ist noch nicht heim, entgegnete schüchtern die Hausfrau.

Er wird auch heut nicht kommen. Ich weiß, wo er verweilt. Mag er seinen Weg nehmen, ich gehe unbeirrt den meinigen.

O, wenn du hören wolltest, wagte die Schöppenmeisterin mit leiser Stimme einzuwerfen. Das Glück unsers Erstgeborenen sollte dir doch auch am Herzen liegen.

Das wird nimmermehr geschehn, rief Herr Rhode mit ungewohnter Heftigkeit. Weib, sprich mir nicht von dem Ungerathenen, der jeder Pflicht vergessen

und mit den Feinden seines Vaters gemeinschaftliche Sache macht.

Die Frau Schöppenmeisterin kannte ihren Herrn zu gut. Da sie sah, daß die breite Zornader auf seiner Stirn anzuschwellen begann, brachte sie kein Wörtlein mehr vor, sondern schlich bestürzt in die Küche, um das Sonntagsmahl zu rüsten.

Es war aber gar still bei Tisch, und Keiner wagte laut zu sprechen, und hätte nicht der Fink im Bauer sein lustiges Lied unbekümmert angestimmt, so wäre das Schweigen noch trauriger gewesen, als es ohnedies schon war.

Nachdem aber das Mahl beendet war, setzte sich Herr Rhode wieder in den Polsterstuhl und nahm das alte Pergament von Neuem vor. Darin waren aber enthalten die Rechte und Privilegien der guten Stadt Königsberg, von den verschiedenen Fürsten und Herrschern des Landes wohl bestätigt und verbrieft. Die studirte jetzt der Schöppenmeister mit unermüdlichem Fleiße, da er von den Innungen gewählt war zu ihrem gesetzmäßigen Vertreter vor dem Landesherrn. Von dem aber, was seit ewigen Zeiten Recht gewesen, wollte Herr Rhode dem Lande

kein Titelchen rauben lassen, komme auch daraus, was kommen mag.

Als er genugsam in den alten Urkunden gelesen, stand er von dem Stuhle auf und durchmaß mit großen Schritten das Gemach. In seinem Geiste bildete er so manchen Plan für die nächste Zukunft, die ihm und dem Lande unheilschwanger werden sollte. Wohl überlegte der Schöppenmeister die tausend Schwierigkeiten seiner Lage. Der Kurfürst war ihm bekannt als ein weiser und tapferer Herr, der vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte. Durch List und kriegerische Geschicklichkeit hatte dieser Regent in kurzer Frist seine Erblande von den drohenden Feinden befreit und eine Stellung eingenommen, welche selbst den mächtigsten Gegnern Achtung einflößte. Die größten Staaten bewarben sich um seine Freundschaft. Obgleich noch der Vasall und Lehnsträger Polens, hatte er die Republik zu dem für ihn so vortheilhaften Vertrag von Welau gezwungen, der ihn fast gänzlich unabhängig gemacht. Ueberzeugt, daß ein stehendes Heer dem Fürsten das höchste Ansehn verschaffe, hatte er in kurzer Zeit sich eine Kriegsmacht gebildet, welche dem übrigen Europa Achtung einflößte. Dazu besaß der Kurfürst einen

hohen politischen Verstand, der sich sowohl in der Wahl seiner Räthe, als in der Art und Weise bethätigte, wie er jede Schwäche seiner Feinde zu benutzen wußte.

So war der Mann beschaffen, mit dem es Herr Rhode aufzunehmen wagte, er, ein schlichter Bürger ohne Macht und Ansehn, gegenüber dem weisesten und tapfersten Fürsten seiner Zeit. Doch der Schöppenmeister verließ sich auf sein gutes Recht und war entschlossen, lieber unterzugehn, als nachzugeben.

In dieser, theils erhabenen, theils sorgenschweren Stimmung wurde er freudig durch einen Besuch überrascht, den er heut am Sonntage am wenigsten erwartet hatte. Die Thür des Gemaches that sich weit auf, und mit klirrenden Schritten trat Herr Albrecht von Kalkstein herein. Gemeinsame Noth und Sorge um des Vaterlandes Wohl und Gedeihn führten ihn von seinem Landgut in die Stadt. Der Generallieutenant war trotz seines hohen Alters, denn er mochte wohl nicht weit von siebenzig stehn, ein kräftiger, rühriger Mann. Dem rothbraunen Angesicht sah man an, daß der Pulverdampf so mancher Schlacht es umweht hatte. Der weiße Schnurrbart und die grauen Locken gaben ihm ein würdig

martialisches Ansehn, zu dem der kühne Ton der immer noch kräftigen Sprache paßte. Das merkte man schon auf den ersten Blick, daß dieser Mann keine Furcht kenne und ohne Scheu einem Feinde begegnen mochte.

Mit dem Hute auf dem Kopfe trat Herr Albrecht in das Zimmer und rief dem Schöppenmeister zu: Heut überrasch' ich euch in eurem Bau. Nichts für ungut, aber die Noth drängt mich und ein alter Kriegsmann wie ich, nimmt es mit dem Sonntag nicht allzugenau.

Bei dem Klange der wohlbekannten Stimme that Herr Rhode dem unerwarteten Gaste einige Schritte entgegen und ergriff seine Hand, die er kräftig drückte.

Wüßt' ich doch keine größere Freude, sagte der Schöppenmeister, als die, so ihr mir durch euer Kommen heut bereitet. Es trieb mich längst euch aufzusuchen, aber des Gemeinwesens Last, die auf meinen Schultern ruht, ließ mich meinem Herzenswunsch entsagen.

Schon gut, unterbrach der wackere Generallieutenant, laßt alle Förmlichkeit, die ich hasse, und setzen wir uns. Der Ritt hierher hat meine alten

Knochen müde gemacht und ein frischer Trunk käme mir wohl zu statten.

Alsogleich schlug der Schöppenmeister mit der geballten Faust auf den Tisch und befahl der herbeieilenden Katharina, den besten Wein aus dem Keller heraufzubringen. Als die holde Jungfrau wie ein flüchtiges Reh entschlüpfte, da strich sich der alte Krieger den grauen Schnurrbart und meinte: Habt da ein wunderlieblich Kind, werther Freund; wünsche mir auch so ein freundlich Ding, um meines Alters zu pflegen. Mein Weib, Gott hab' sie selig, hat mich vor der Zeit verlassen und nun steh ich ganz allein.

Ihr habt doch einen Sohn? bemerkte der Schöppenmeister.

Das will ich meinen, rief Herr Albrecht, einen prächtigen Jungen, wie es keinen zweiten im ganzen Lande giebt; aber der ist fern und steht in des Kurfürsten Diensten.

Hier unterbrach Katharina durch ihren Wiedereintritt den alten Krieger, der im Begriffe stand, sein volles Herz vor dem Freunde auszuschütten. Die Jungfrau trug auf einem Tablette ein silbernes

Henkelkrüglein und zwei Becher, gefüllt mit edlem Wein. Mit züchtigem Erröthen kredenzte sie dem Gaste, der mit seiner knochendürren Hand ihr sanft wie eine Pfirsich geformtes Kinn schmeichelnd ergriff, und eh Katharina sich dessen versah, einen herzigen Kuß auf ihre Lippen gedrückt hatte. Das Mädchen that einen leisen Schrei und flüchtete schamhaft nach der Thür. Trotz der Gewalt, die ihr geschehn, schien sie dem alten Krieger durchaus nicht bös zu sein, sondern ihr Auge hing mit freundlichem Wohlwollen an dem Generallieutenant, der sich vor Lachen fast ausschütten wollte.

Könnt immer noch eure alten Streiche nicht lassen, sagte der Schöppenmeister.

Soldatenbrauch, entgegnete Herr Albrecht. So was vergißt sich nicht, das steckt im Blut, und Alter schützt vor Thorheit nicht.

Ei, ei, ihr seid ein schlimmer Patron, Herr Generallieutenant, lächelte Herr Rhode, und ich werde künftig meine Weibsleute vor euch verstecken. Geh'; Katharina, geh', damit nicht der Herr Generallieutenant durch deine Gegenwart von ernsteren Dingen, die mir zumal am Herzen liegen, abgezogen wird.

Katharina gehorsamte, und alsobald, da die Jungfrau verschwunden war, erhielt der Generallieutenant seine vorige rauhe Würde wieder.

Ihr habt Recht, wie immer, begann er nach einer Weile; solcher Scherz will zu dieser ernsten Zeit nicht passen. Mein Herz ist bekümmert wie das eurige, und die gemeinsame Noth hat mich zu euch gebracht. Der Kurfürst und seine Räthe werden mit jedem Tage dringender, und so wir sie gewähren lassen, bleibt uns nichts übrig, als den Bettelstab zu ergreifen und Haus und Hof zu lassen.

Da sei Gott dafür, entgegnete der Schöppenmeister. Auch kenne ich euch besser. Ihr seid gewiß nicht gewillt, eure theuren Rechte und Privilegien euch nehmen zu lassen ohne Widerstand. Der Adel und die Herren in Preußen sind stets dem Uebermuthe der Fürsten entgegengetreten und werden auch in dieser schweren Zeit den Städten mit leuchtendem Beispiele vorangehn.

Wir haben gethan, was möglich. Die Landräthe sind schon im Juli aus freien Stücken zusammengetreten und haben eine submisse Bittschrift aufgesetzt, worin sie die Berufung der Stände als ein gutes Recht gefordert. Ein scharfer Verweis des

Kurfürsten war die einzige Antwort auf alle ihre Beschwerden und ihr Flehen. Haben die Oberräthe selbst sich doch geweigert, etwelche Steuern im Frieden noch auszuschreiben, da jetzt schon die vom Adel und die Bürger in Städten von ihren Dächern die Dachziegel zur Exekution hinwegnehmen lassen, und unterdessen ohne Dach sitzen müßten, so hievor unerhört und fast unglaublich; aber Alles umsonst. Statt unsere Vorstellungen zu prüfen, hat der Kurfürst uns nur neue Lasten aufgebürdet, und durch Bestechungen und List einzelne unter den Ständen verlockt, die Souveränität anzuerkennen zu unser Aller Verderben und Untergang.

Aufmerksam hörte der Schöppenmeister den Klagen seines bewährten Freundes zu, ohne dieselben zu unterbrechen. Nach einer Weile fragte er erst den Generallieutenant: Und was seid ihr Herren vom Adel Willens zu thun?

Wir wollen uns aus freien Stücken allhier in Königsberg zusammenthun, und so die Städte, wie wir hoffen und erwarten, mit uns halten, werden wir einen freien Ständetag hier ausschreiben und beschließen, was dem Lande nutzt und frommt.

Gott sei gelobt, rief der Schöppenmeister freudig, als fiele eine große Last von seiner Brust, daß der Herr euren Sinn erleuchtet hat. Auf uns könnt ihr zählen, und so Adel und Städte Hand in Hand gehen, kann ihnen der Teufel in der Hölle selber nichts anhaben.

Die beiden Männer reichten sich über Tisch die Hände, die sie sich wacker drückten. Noch Vieles sprachen sie dabei über des Landes Noth, und erst spät, als die Abendsonne bereits niedergesunken war, bestieg der Generallieutenant sein gutes Roß und trat den Heimweg an.

III.

Während der Schöppenmeister sich mit neuen Plänen beschäftigte, wie er die Gerechtsame seiner Stadt gegen die Uebergriffe des Kurfürsten schützen möge, hatte sein Sohn Oswald, ein kräftig schöner Jüngling, einen ganz andern Weg eingeschlagen. Auf dem Schlosse saß er bei dem Geheimrath von Brandt und an dem Tische des treusten kurfürstlichen Dieners. Versunken in den Reizen eines schönen Weibes, hatte er die Seinigen vergessen und kannte kein anderes Glück, als in die flammenden Augen der herrlichen Doris zu sehn und ihren witzigen Reden zu lauschen.

Doris von Brandt war am Hofe des Kurfürsten ihrer Schönheit wegen schon berühmt, und mancher Junker in Berlin hatte vergebens zu ihren Füßen geseufzt. Sie war ihrem Vater nach Königsberg gefolgt, und dort hatte sie Oswald Rhode

zum erstenmal erblickt. Er widerstand nicht der Zaubermacht, welche sie auf alle Männer ausübte, die sie mit magischer Gewalt an sich zog. Wie die Lorley sah sie ruhig und kalt auf ihre Opfer nieder — und dennoch gab es Stunden, wo Oswald sich geliebt glaubte. Unter Hoffnung und Zagen wuchs diese Liebe groß, und Oswald war so tief verstrickt, daß er sich nimmermehr losreißen konnte.

Oft hatte er, eingedenk seiner Verpflichtungen, den festen Entschluß gefaßt, für immer die reizende Sirene zu fliehn, aber ein Blick und ein Wort genügte dann, den schwachen Jüngling fester als je zu fesseln.

Der Vater der schönen Doris, der Kurfürstliche Geheimrath von Brandt, sah dem verfänglichen Spiele seiner Tochter eben so sehr aus Berechnung, als aus väterlicher Zärtlichkeit nach. Er pflegte oft zu sagen: Für die Frauen ist die Liebe dasselbe, was für die Männer die Diplomatie. Die ganze Kunst besteht darin, seinen Gegner zu dupiren. Außer Oswald bewarb sich noch der Baron Baumgarten, der unter ihrem Vater arbeitete und sich für die diplomatische Carriere bestimmt hatte, auffallend um die Gunst der schönen Doris. Es war schwer zu errathen, für welchen von Beiden sie sich vorzugs-

weise entschieden hatte, so gleichmäßig wußte sie Worte und Blicke an jeden ihrer Anbeter zu vertheilen. Keiner konnte sich einer besonderen Gunst rühmen, und wenn auch der eine sich in diesem Augenblick bevorzugt glaubte, so wußte sie im nächsten so viel Hingebung und Liebenswürdigkeit für den andern aufzuwenden, daß er kaum an seinem Glücke zweifeln durfte. — Aber zu manchen Zeiten schien es, als ob sie doch nur Beider spottete.

Auch heute hatte die schöne Doris während der glänzenden Mittagstafel am Tische ihres Vaters das gewohnte Spiel mit vollendeter Virtuosität getrieben. An jeder Seite saß in ihrer Nähe einer ihrer Bewerber. Sagte ihr Oswald irgend ein leidenschaftschaftliches Wort, so war sie sicher, bald eine feine zierliche Rede von dem diplomatischen Baron von Baumgarten zu hören. Sie antwortete dann Beiden in derselben witzigen, ablehnenden und doch wieder so sehr anziehenden Weise. Traf sie das flammende Auge des Bürgersohnes mit allzu sengender Lohe, dann strafte ihn ein kalter ruhiger Blick und verwies ihn in die gebührenden Schranken, aber schon im nächsten Augenblick munterte sie den Niedergeschlagenen durch ihr reizendes Lächeln auf. Da-

bei vergaß sie natürlich nicht den Baron, dessen allzugroße selbstgefällige Sicherheit sie durch eine fein angebrachte Zuvorkommenheit gegen Oswald immer auf's Neue zu erschüttern wußte.

Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit reichte sie den Nachbarn zur Rechten und zur Linken die aufgestellten Speisen hin, mit unnachahmlicher Grazie schenkte sie ihnen den Becher voll und nippte von dem einen, so wie von dem andern mit ihren Rosenlippen beim Kredenzen.

Ihr sprecht nicht, lächelte sie Oswald zu, wenn derselbe, in ihren Anblick versunken, stillschweigend dasaß. Seid doch liebenswürdig und unterhaltet mich.

O wenn ich reden dürfte, rief der Jüngling leidenschaftlich aus.

Nicht doch, wehrte die schöne Doris, das Schweigen kleidet euch besser, wie ich sehe.

Wollt ihr mich nicht hören? warf Baron von Baumgarten eifersüchtig dazwischen ein.

Ihr habt noch nicht zu reden aufgehört, entgegnete das reizende Weib, aber euer Geschwätz ist ganz erträglich. Ihr laßt Niemand zu Worte kommen, aber man verzeiht es euch, weil ihr so viel liebenswürdige Dummheiten in einem Athemzuge sagt.

Ich schwöre euch — flüsterte Baumgarten ihr leiser zu, damit ihn Oswald nicht hören sollte.

O redet nur immer laut, unterbrach ihn das listige Mädchen, indem sie mit einer graziösen Bewegung des schlanken, schwanenweißen Nackens ihr kleines Ohr ihm entzog. Warum mißgönnt ihr der Gesellschaft eure interessantesten Mittheilungen?

Baron Baumgarten murmelte einen unhörbaren Fluch zwischen den krampfhaft fest gepreßten Lippen, während ein Lächeln des Triumphs auf dem Angesichte Oswald's schwebte. Aber schon im nächsten Augenblicke sollte er seine Ueberhebung büßen, und mit einem einzigen Worte zerstörte Doris das Luftschloß, das er aus der Niederlage seines Gegners aufgebaut.

Gebt mir den Arm, sagte sie beim Aufstehn zu dem Baron, wir wollen uns für die Langeweile der Tafel durch eine frische Motion entschädigen. Wir gehen auf den Schloßteich —

Aber Doris, schalt jetzt der besorgte Vater.

Laß es gut sein und fürchte Nichts, Väterchen, schmeichelte das reizende Kind, ich will meinen Pelz umwerfen, so wird die Kälte mir nichts anhaben. Ich hole meine Schlittschuh, und wenn die Herren

von der Partie sein wollen, so fliegen wir auf dem blanken Eise, wie die Götter in der Luft.

Mit diesen Worten entschlüpfte sie, um nach wenig Augenblicken in den Pelz gehüllt wiederzukehren. Ein Diener folgte, welcher die Schlittschuh für sie und die Herren ihr nachtrug. In Gesellschaft Oswald's und Baumgartens, gefolgt von einigen Männern, die sich ihnen anschlossen, und zweier Freundinnen, die an dieser, damals aus Holland eingeführten Mode Wohlgefallen gefunden hatten, stieg sie die breite Schloßtreppe, welche zu dem Teiche führte, nieder.

Es war ein schöner, heller Wintertag. Die Januarsonne schien blitzend und flimmernd auf den weiten Eisspiegel, der glatt und glänzend wie eine polirte Tafel dalag. Die Bäume, welche den Schloßteich umstanden, waren über und über bereift und trugen an den dürren Aesten heut eitel silberne Blättchen und demantene Blüthen, die in den Strahlen der Sonne glitzerten und glänzten, daß vor all der Pracht einem Jeden die Augen übergehen mochten. Der Himmel war rein und klar und kein Wölkchen war daran zu sehn. Wie eine riesige Kugel von durchsichtig blauem Glas wölbte er sich über die weite Erde, die der weiße Schnee bedeckte.

Ein frischer stärkender Wind wehte über den Teich und färbte die Wangen der schönen Doris röther, wie der beste Karmin. — Das Fräulein hatte einen kurzen Rock von grünem Seidenatlas angelegt, reich mit grauem Pelzwerk verbrämt. Ihre hohe, volle Gestalt trat unter der fest anliegenden Hülle nur noch schlanker und üppiger hervor. Auf dem Haupte trug sie ein grünes Sammtbarett, von dem zwei stolze Federn niederwallten. Unter dem keck aufgesetzten Hut drängte sich das kastanienbraune Haar in kunstreichen und doch wieder absichtlich nachlässigen Flechten übermüthig hervor. Das lange Gewand hatte sie ein wenig aufgeschürzt, hoch genug, um sie nicht im Laufen zu hindern und den schönsten Fuß der Welt zu zeigen, an dem die hellpolirten Schlittschuhe glänzten.

Wie ein mährchenhafter Zaubervogel flog sie jetzt über den blanken Spiegel hin, gefolgt von Oswald und dem Baron, die sich stets in ihrer Nähe hielten. Die reizende Doris setzte auch hier auf dem Eise ihr Spiel mit der anmuthigsten Keckheit fort. Bald sauste sie dahin, wie ein Pfeil, vom Bogen abgeschnellt, und überflügelte im heftigen Laufe ihre Kavalliere. Wie eine Libelle flatterte sie kühn und sicher über den glatten Teich, mit schlanker

Beugung und lockender Bewegung. Auf den stolzen Hüften wiegte sich der herrliche Oberleib in der feinsten Taille, und mit blitzschneller Geschwindigkeit tanzten die kleinen Füße über das verrätherische Eis. Der Schleier, den sie um Hals und Brust gewunden, hatte sich in der stürmischen Bewegung leicht gelöst und flatterte, weißen Schwingen gleich, um ihre Schultern, so daß sie in Wahrheit zu einer beflügelten Göttin geworden war. Ihr nach stürmten die Bewerber; der kräftige Oswald, ein nordischer Apoll. Unter dem breiten Hutrand wogte das blonde Haar auf die mächtigen Schultern nieder. Die gebräunte Wange war heut von lebhafterem Roth, als sonst, gefärbt. Jede Muskel des herrlich geformten Körpers war gespannt und zeichnete sich unter dem knappen Wamms und der eng anschließenden Bekleidung in ursprünglicher Schönheit ab.

Mit ihm konnte freilich Baron Baumgarten weder an Kraft noch Ausdauer verglichen werden, während er Oswald an Gewandtheit und Grazie leicht übertraf. Ein wahrer Künstler auf dem Eise, schwebte der Baron in den wunderbarsten Windungen um die schöne Doris, sie umkreisend, wie ein Schmetterling, der um eine Rose gaukelt. Bald

wich sie ihm aus mit schwankender Neigung, und wußte Oswald ihr glühendes Gesicht zuzuwenden; bald war sie wieder an seiner Seite und horchte mit lächelnden Mienen den Schmeichelworten des Barons.

Ihr werdet noch stürzen, rief sie ihm zu, als er sie heftiger bedrängte; der Riemen an eurem linken Fuß hat sich gelöst.

Der Baron beugte sich nieder, um die Schlittschuhe fester anzuschnallen und schnell war ihm die Listige entflohn. Aus der Ferne noch hörte er ihr höhnendes Gelächter, sah er den wehenden Schleier und die kecken Federn ihres Hutes.

Oswald war ihr gefolgt. Unterdeß war die Sonne bereits untergegangen. Eine blaße Abendröthe machte schnell der sternenklaren Nacht Platz. Millionen leuchtender Gestirne flammten und glänzten an dem dunklen Himmel. Es war wohl ein erhabener Anblick und selbst Doris fühlte, als sie die Augen emporrichtete, etwas wie Schauer des Ewigen. Ein ungewohnter Zug von Ernst schwebte über das heitere Angesicht und machte es nur um so schöner.

Oswald's Herz pochte mächtig. Im Angesicht des flammenden Himmels über ihm, der seine Brust

mit unendlich großen und heiligen Gedanken erfüllte, wäre er am liebsten vor dem herrlichen Weibe niedergesunken und hätte sie gewaltig an sein Herz gedrückt. Dennoch schwieg er, denn die wahre Liebe macht den starken Mann demüthig und verlegen, während sie dem schwachen Weibe Muth und Kraft verleiht.

Wohl ahnte Doris, was in dem Innern des Jünglings sich so mächtig regte, aber als wollte sie sein heftiges Geständniß vermeiden, so beeilte sie sich, nach dem Schloß zu eilen. Es wird spät, flüsterte sie, und der Vater wird schelten; kommen wir.

O Doris, flehte der Jüngling, wir sind allein, wollt ihr mich nicht hören?

Jetzt nicht, nur jetzt nicht, sagte das Mädchen und reichte ihm die Hand, die Oswald mit Ungestüm ergriff.

Schweigend schwebten jetzt die Beiden vereint auf dem glänzenden Eise wie selige Schatten, stumm und lautlos durch die heilige Sternennacht.

Der Baron strengte sich wohl an, sie einzuholen, aber die vorangegangenen glänzenden Kunststücke, welche er vor Doris zum Besten gegeben, hatten seine Kraft erschöpft. Murrend und fluchend fuhr

er langsam den Beiden nach, sie nicht aus den Augen lassend.

An der Schloßtreppe holte er sie endlich ein. Er kam noch zur rechten Zeit, um zu sehen, wie der entzückte Oswald einen Kuß auf Doris weiße Hand drückte. Sein Gesicht verdüsterte sich schon, als Doris ihm die freie Rechte hinreichte, welche auch er mit seinen heißen Lippen berühren durfte.

Gute Nacht, ihr Herren, rief das Mädchen fast hohnneckend und verschwand, für heute ihre Sklaven sich selbst und ihren Gedanken überlassend.

IV.

Einen Augenblick standen Beide noch verlegen da, doch hatte sich Baron Baumgarten bald gefaßt; mit einer stolzen Handbewegung an seinen Hut verabschiedete er sich und begab sich nach dem Seitenflügel des Schlosses, wo seine Wohnung lag, während Oswald den Weg nach dem Kneiphöffschen Stadttheil einschlug. Als der Diplomat sich allein sah, änderten sich plötzlich Miene und Ausdruck seines Gesichtes. Das süßliche Lächeln war von seinen Lippen geschwunden und hatte einem finsteren Ernste Platz gemacht. Die glatte Stirn erschien gefurcht, und sein sonst immer gleich freundliches Angesicht hatte einen verdrießlich ärgerlichen Ausdruck angenommen.

In dieser Stimmung wurde er von dem Hauptmann der Schloßwache, Montgommery, getroffen, der, ein Liedchen pfeifend, die Treppe niederstieg.

Ach, Baron, rief dieser dem Diplomaten lachend zu, welch' glückliches Zusammentreffen. Eben stand ich im Begriffe, euch wieder aufzusuchen.

Baumgarten schien nicht allzusehr von dieser Anrede erfreut zu sein, ja er versuchte so schnell als möglich diesen Bekannten los zu werden.

Und was wünscht ihr? wenn man wissen darf, fragte er in gereiztem Ton.

Geld, lieber Baron, Geld und nochmals Geld. Ihr glaubt gar nicht, was das verfluchte Spiel mir kostet. Täglich verschwöre ich es, und täglich kehre ich zu den verdammten Karten wieder. Ich habe eine Schuld auf Ehrenwort engagirt, und wenn ihr mich verlassen solltet, so bleibt mir nichts übrig, als mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen. — Doch ich bin fest überzeugt, daß ihr auch diesmal mich nicht in der Patsche stecken lassen werdet.

Während der Hauptmann diese verzweiflungsvollen Worte vorbrachte, schien er doch nichts weniger, als von seiner Lage tief ergriffen zu sein. Im Gegentheil schwebte ein feines Lächeln um seinen Mund, so daß die weißen Zähne, wie bei einem Raubthiere, nur schwach von der Oberlippe bedeckt, gänzlich sichtbar wurden. Dazu strich sich Mont-

gommery den schwarzen glänzenden Schnurrbart in fast spöttischer Weise und fixirte mit seinen stechenden Augen scharf die Züge des Barons.

Dieser entgegnete, noch immer ernst und gereizt: Für euch, Hauptmann, reichen des Krösus Schätze noch nicht hin; und besäße ich selbst die Goldminen Peru's, ihr würdet sie in kurzer Frist erschöpfen. Ich habe kein Geld für euch.

Besinnt euch, flüsterte Montgommery. Ihr seid verdrießlich, das hab' ich euch gleich angesehn, und darum weist ihr so ohne alle Umstände das Anliegen eines alten Freundes von der Hand. Ich werde zur gelegeneren Zeit wiederkommen. Die Sache hat bis morgen Zeit, und ich vergesse sicher nicht bei euch wieder vorzusprechen, verlaßt euch darauf.

Ich bin deß sicher, antwortete Baumgarten lächelnd, da ihn die unverwüstliche Laune des Hauptmanns belustigte.

Ach, ihr lacht schon wieder, schwatzte Montgommery, seht, das hab' ich wohl gewußt, daß euch nur eine üble Laune angewandelt haben mag. Post nubila Phoebus, auf Regen folgt Sonnenschein, wie der Lateiner zu sagen pflegt. Aber, sagt mir nur um des Himmels Willen, warum ihr vorher so ver-

drießlich dreingeschaut? Hat der alte Herr v. Brandt wieder einmal gescholten, weil irgend ein Versehn in der Kanzlei vorgekommen? habt ihr von Berlin eine schlimme Nachricht erhalten? ist ein Anderer euch im Amte vorgezogen worden? Ihr schüttelt mit dem Kopfe. Ach, jetzt hab' ich es errathen. All euer Jammer kommt von den Weibern her, nicht wahr? Die schöne Helena hat euch wieder in ihrer Manier behandelt und gekränkt.

An den Mienen des Barons konnte Montgommery sehen, daß er den wunden Fleck getroffen.

Hol der Teufel das Weib. Sie hat es auch mir, so wie Aller Welt angethan. Das schlimmste ist, daß man niemals weiß, woran man mit ihr ist. Ich habe sie, oder vielmehr sie hat mich aufgegeben, und nun habe ich zu den Karten gegriffen, um mich zu zerstreuen. Glaubt mir, das Mittel ist probat, versucht es nur und ihr werdet die Zauberin vergessen, so wie ich.

Es ist mancher Unterschied zwischen mir und euch, warf der Diplomat kurz und stolz dazwischen ein.

Das glaub ich wohl, lachte Montgommery. Ich bin nur ein armer Teufel, ein Condottiere, der in

aller Herren Dienst das Glück gesucht und nicht gefunden, während ihr Geburt und Vermögen vor mir voraus habt. Aber sagt, was nützt euch das bei der schönen Doris, die am Ende aus purer Laune dem Bürgertölpel vor mir und euch den Vorzug giebt?

Ich schenkte viel drum, wenn ich von dem Menschen befreit würde, murmelte der Baron, wie in Selbstvergessenheit.

Wenn es weiter Nichts ist, rief der Hauptmann, so laßt mich machen. Bezahlt meine Schulden und streckt mir eine kleine Summe, die ich drüber brauche, vor, so sollt ihr bald von ihm nichts mehr zu fürchten haben. Zwei Zoll guten Stahls zwischen den Rippen, und die Geschichte ist abgethan. Dabei stellte er sich in die Positur eines Fechtenden und stieß mit der Hand in die Luft, als zielte er nach seines Gegners Herzen.

Ihr wollt ihn doch nicht morden? frug Baumgarten, fast entsetzt vor der wilden Pantomime des wüsten Gesellen.

Morden, morden! Ei, wer denkt daran. Er soll in der schönsten Manier von mir behandelt werden. Ich suche ihn auf; ich laure auf der Straße, bis

ich ihn treffe; dann fange ich Händel mit ihm an und zwar auf die höflichste Weise von der Welt. Ich grüße ihn zum Beispiel, und wenn er dankt, dann finde ich, daß er den Hut nicht tief genug gezogen. Das giebt eine Erklärung, nach der Erklärung eine Auseinandersetzung, nach der Auseinandersetzung ein Rencontre, und es müßte mit tollen Dingen zugehn, wenn ich ihn nicht zu einem Duelle zwingen sollte, dessen Ausgang ihr euch denken könnt. Beim zweiten Gange liegt er auf dem Boden hingestreckt als Leiche, so gewiß, als ich Montgommery heiße und augenblicklich keinen Heller in der Tasche habe.

Wenn er euch aber ausweicht? fragte der Baron. Diese Bürgerssöhne haben eine zähe Geduld und eine Höflichkeit, die einen zur Verzweiflung bringen kann.

Seid unbesorgt. Ich treibe ihn zum Aeußersten. Jede Höflichkeit von ihm nehme ich als Beleidigung. Wünscht er mir einen guten Morgen, so behaupte ich, daß es dunkler Abend sei. Findet er die Januarluft kalt, so beweise ich ihm, daß wir im heißen Juli leben. Es soll ein göttlicher Spaß für mich sein, diesen Plebejer an seiner Ehre zu kitzeln,

bis sein Fischblut siedend heiß wird, wie geschmolzen Blei.

Ich rathe euch zur Vorsicht, die Rhode's haben einen großen Anhang. Sie werden um Rache schrein und eure That zu einem politischen Morde stempeln.

Um so besser. Ich verbinde mich vielleicht dem Kurfürsten, und mischen sich erst die großen Herren drein, giebt es erst einen rechten Skandal, dann ist mir geholfen. In der allgemeinen Verwirrung, die daraus entsteht, entschlüpfe ich gewiß.

Es soll ein muthiger, kecker Bursche sein, meinte der Baron, welcher die Absicht zu haben schien, durch allerlei Einwürfe und Bedenklichkeiten den Stolz des Hauptmanns und seinen Ehrgeiz geschickt zu erwecken.

Um so besser, entgegnete dieser. Dann soll es mir eine Freude sein, meinen Degen mit ihm zu messen. Ein Milchsuppengesicht, das den Tod in seinen bleichen Zügen noch vor dem Sterben trägt, würde mich vielleicht zum Mitleid rühren. Nur wo ich Widerstand finde, schlage ich mit Freuden drein.

Wenn er euch aber nicht allein gewachsen, sondern überlegen wäre?. fragte Baumgarten mit anscheinender Besorgniß.

Seid ganz unbekümmert. Zur Vorsorge habe ich immer ein Paar handfeste Burschen in der Nähe, die den Tod und Teufel selbst nicht scheun.

Nun denn, rief der Baron erfreut, ich sehe, ihr seid ein eben so kühner als besonnener Mann. Ich werde eure Schulden zahlen.

Und ich mein Wort einlösen. In vierundzwanzig Stunden seid ihr von eurem Nebenbuhler befreit, oder ihr könnt mich öffentlich einen Schurken nennen.

Die wackeren Freunde reichten sich zum Zeichen ihres Abkommens die Hände, welche sie einander kräftig schüttelten.

V.

Unterdeß war Oswald Rhode, der keine Ahnung hatte, daß sein Leben auf diese Weise bedroht würde, in glücklichster Stimmung fortgegangen. Unter seinen Füßen knisterte der gefrorene Schnee, die Nachtluft wehte kalt und frisch, aber in seiner Brust regte sich ein erwärmend belebendes Gefühl. Er liebte und glaubte sich wiedergeliebt. Die Seligkeit seines Herzens ließ ihm nicht Rast und Ruh. Er hätte nicht vermocht, so zeitig nach Hause zu gehn, wo er dem mißbilligenden strengen Vater und der bekümmerten Mutter begegnet wäre. Seine Stimmung war so rein und freudig, so überquellend, daß er sich nach glücklich frohen Menschen sehnte, die er nicht in seinem Hause fand.

Durch die dunkle Nacht glänzten hell und lockend die Fenster einer bekannten Schenke, wo die lustigen Schüler der Albertina und die ehrsamen Bürger der

Stadt sich am Feierabende zu versammeln pflegten. Dort traf er manchen guten Freund, und obgleich er das Geheimniß seines Herzens um keinen Preis fürwitzig verrathen hätte, so drängte es ihn doch, ein trautes, heiteres Menschenantlitz zu sehn und den Schatz seiner Liebe durch fröhliches Gespräch beim Gläserklange zu erschließen. Rasch öffnete er die Thür, die er noch unverschlossen fand. Gesang und Jubel tönte ihm entgegen. Als er eintrat, fühlte er eine wohlbehagliche Wärme, die aus dem riesigen Ofen strömte, an dem die alten Stammgäste ihren Platz genommen. An den schweren Eichentischen saßen gesondert Bürger und Studenten; hier und da wohl auch ein Häuflein von den kurfürstlichen Lanzenknechten.

Während die Bürger von Krieg und Frieden, von Handel und Geschäften sprachen, feierten die lustigen Schüler der Albertina an der langen Tafel nach alter Sitte und Gebrauch den Kommers. Oben an der Spitze des Tisches führte ein bärtiger, bemooster Bursche das Präsidium, den blanken Schläger in der Hand. In ihren schwarzen Mänteln und das Sammetbarett keck auf dem Haupte, saßen die Studenten der Reihe nach, jeder den stattlichen

Humpen vor sich, der noch schneller geleert, als gefüllt wurde.

Als Oswald in dem behaglich dunstigen Zimmer erschien, wurde er sogleich mit großem Jubel begrüßt und eingeladen, neben dem Präses, einem Polen von Adel, der in Königsberg, wie die meisten seiner Landsleute, seinen Studien oblag, sich niederzulassen. Oswald hatte zwar seit kurzer Zeit seinen akademischen Kursus beendet, aber er traf hier noch so manchen Studiengenossen von früher her, und der heitere junge Mann, der so viele frohe Stunden mitverlebt, sah sich gern in den alten Kreis mit all seinen schönen Erinnerungen zurückversetzt.

Das Studentenleben unserer Tage ist nur ein schwaches Abbild von dem der Vergangenheit. Wie alle Stände im Mittelalter, so hatte auch der akademische sich zu einer festen Korporation herangebildet, Rechte und Privilegien erworben, welche zum Theil noch auf unsere Zeit, aber vielfach beschnitten und beeinträchtigt, gekommen sind. Die Mitglieder der Universitäten besaßen einen eigenen Gerichtsstand, zu dem auch alle ihre Angehörigen, Bedienten, Pedelle u. s. w. gerechnet wurden. Der Rector magnificus bekleidete eine Würde, welche der fürstlichen nur

wenig nachgab, und die edelsten Geschlechter fühlten sich geehrt, wenn Einer von ihnen zu diesem hohen Amte gewählt wurde. Die Universitäten waren meist reichlich ausgestattet und ganze Dörfer und Ortschaften gehörten zu ihrem Eigenthum. Die Verwaltung und Ordnung wurde von dem Senat ausgeübt, der fast eine gänzlich unumschränkte Macht besaß, Stellen besetzte, Beförderungen vornahm und selbst dem Landesherrn den entschiedensten Widerstand leistete, wenn er etwas Ungebührliches verlangte, was wider die Rechte und Privilegien der Universität verstieß.

Die Studenten betrachteten sich immermehr als eine gesonderte Körperschaft, welche den Philistern, das heißt den Nichtstudenten, gegenüberstanden. Sie theilten sich zwar nach ihrem Vaterlande in die verschiedenen Landsmannschaften, Preußen, Polen, Pommeraner u. s. w., aber wenn es galt, einen gemeinsamen Feind zu bekämpfen, ein altes Recht zu bewahren, dann standen sie wie ein Mann und boten bewaffnet ihren Gegnern Trotz. Blutige Schlägereien zwischen den Bürgern und den Studenten einer Universitätsstadt gehörten zu den gewöhnlichen Ereignissen, und oft hatte im Mittelalter der Ruf: „Bursche

raus!" der durch die stille Nacht ertönte, das Losungswort zu dem heftigsten Kampf gegeben.

Der Korporationsgeist offenbarte sich bei allen Gelegenheiten und in jeglicher Form. Die Studirenden hatten unter sich ebenfalls besondere Gebräuche und Sitten eingeführt. Sie unterschieden sich von den übrigen Ständen durch Kleidung, Waffen und Begrüßung, ja selbst die Sprache hatte für sie eine andere Bedeutung oft annehmen müssen und das Wort dem Gepräge nachgegeben, das sie ihm gewaltsam aufgezwungen. Auch in die gewöhnlichsten Verrichtungen des menschlichen Lebens war dieser Geist der Besonderheit eingedrungen und selbst das Essen und Trinken ganz bestimmten Vorschriften unterworfen. Ein solch gesetzmäßiges Trinkgelage hieß ein Kommers, der mit einer gewissen lächerlichen Feierlichkeit und mit einer gravitätischen Lustigkeit begangen wurde.

An einem besonderen Tische saßen dann meist die Studenten, welche zu derselben Landsmannschaft gehörten. Aus ihrer Mitte wurde der Präses gewählt, gewöhnlich der muthigste und gewandteste unter ihnen. Dieser übte während des Gelages eine unumschränkte Herrschaft aus, welcher sich die stür-

mische Jugend trotz ihres angebornen Uebermuthes fügte. Er hielt die Ordnung aufrecht, die Reihefolge des Singens und Trinkens, er diktirte die Strafen, welche ohne Murren erduldet wurden, und theilte Belohnungen aus, die den Glücklichen mit Stolz erfüllten. Selbst im höchsten Taumel der Lust wurden die Befehle des Präses ohne Widerspruch befolgt.

Zu einem solchen Gelage sah sich nun Oswald Rhode hinzugezogen. Die schlanke Kellnerin hatte auf einen Wink des allgebietenden Präses einen neuen Humpen schäumenden Bieres hingesetzt, den Oswald stillschweigend an die Lippen führte.

Vivat sequens! rief jetzt der Präses, welcher ein Pole war und Starsinski hieß.

Mit diesen Worten forderte er einen jungen Burschen, der eben erst die Universität bezogen, zu einem neuen Liede auf. Der krasse Fuchs, wie ein solcher in der Studentensprache heißt, erröthete und das feine Gesicht, in dem der Bart erst wollig sproßte, wurde mit einem dunklen Purpur übergossen. Seine Lippen murmelten eine unverständliche Melodie.

Lauter, lauter! donnerte der Präses mit seinem Bierbaß.

Verlegen blickte der Fuchs auf den Eichentisch vor sich nieder, als wollte er dort das unglückliche Lied finden, welches seinem Gedächtniß so gänzlich entschwunden war. Um Zeit zu gewinnen, räusperte sich der junge Bursch, während ein Lächeln der Verachtung auf den Lippen der älteren Studenten schwebte, welche längst dieses erste Stadium ihrer Laufbahn vergessen hatten.

Eins, zwei — zählte der Präses.

Aengstlich blickte der Fuchs umher und griff unwillkürlich nach dem schwachen und blonden Bart.

Und drei! vollendete Starsinski.

Die gestattete Frist, um sich auf ein Lied zu besinnen, war verstrichen und die gesetzmäßige Strafe mußte erlitten werden.

Eine große Kufe wurde herbeigeschleppt, welche den dreifachen Inhalt der gewöhnlichen Trinkhumpen enthielt, und vor den beschämten Fuchs gestellt, der mit Schreck und Schaudern auf den Leidenskelch niedersah, den er auf einen Wink des Präses leeren sollte.

Dieser gab das bekannte Zeichen und alsobald stimmte der Chor in höhnender Weise ein Lied

an, dessen schleppende Melodie trefflich zu dem Inhalt paßte.

Die Verse lauteten:

Zieh, Schimmel, zieh
Im Koth bis an die Knie,
Morgen werden wir Haber dreschen,
Heute mußt du Hülsen fressen;
Zieh, Schimmel, zieh
Im Koth bis an die Knie.

Während des Gesanges, der zum Trinken einladen sollte, hatte das unglückliche Schlachtopfer das mächtige Gefäß mit beiden Händen umspannt. Noch einmal warf er einen flehenden Blick auf den Präses, der unerbittlich blieb, dann machte er sich an das schwere Werk, das er nimmer vollenden zu können glaubte. Zuerst suchte er in heftigen Zügen den unergründlichen Becher zu leeren. Dabei verschluckte er sich dermaßen, daß er absetzen mußte. Die Gesichter, welche er beim Husten schnitt, den er vergebens zu ersticken versuchte, erregten das schallende Gelächter seiner Umgebung, welche ihn keinen Augenblick aus den Augen ließ, bis er seine Aufgabe zu ihrer Zufriedenheit gelöst. Auf's Neue

ertönte das Spottlied, und der unglückliche Fuchs versuchte jetzt langsam und bedächtig, nachdem er zu der Ueberzeugung gelangt war, daß Hast und Eile seinen Zustand nur verschlimmern konnte, zum Ziele zu gelangen.

Mit mancher Pause und unter abgebrochenen Seufzern hatte er endlich das riesige Gefäß geleert. Ermattet von der ungewohnten Anstrengung, saß er mit bleichem Gesicht, das aber sogleich von einer freudigen Röthe überzogen wurde, als die Bursche um ihn her zu seinem Lobe sangen:

Hat's brav gemacht, hat's brav gemacht,
Drum wird der Fuchs nicht ausgelacht.

Ja, alle Leiden waren sogleich vergessen, als der Präses seine Zufriedenheit durch ein stolzes, aber freundliches Zunicken ihm zu erkennen gab.

Vivat sequens! rief von Neuem Starsinski, ohne sich weiter aufzuhalten.

Ein älterer Bursche, mit heiterem, jovialem Ausdrucke in dem runden glänzenden Gesichte, dem der dunkle Bart nicht übel stand, folgte, ohne viel sich zu besinnen, dem gebieterischen Aufrufe und sang mit wohlklingender heller Stimme:

Mihi est propositum in taberna mori,
Vinum sit appositum morientis ori,
Ut dicant cum venerint angelorum chori,
Deus sit propitius huic potatori. *)

Mit dem größten Beifalle wurden die Strophen des alten lateinischen Trinkliedes aufgenommen, und der ganze Chor wiederholte mit Jubel die letzten Verse.

Schmollis dem Sänger, rief der Präses, und trank somit auf das Wohl des lustigen Burschen, der mit einer Verneigung dankte und auf einen Zug den vollen Humpen leerte, welcher vor ihm stand. Mit einer Art kindlicher Verehrung blickte der junge Fuchs zu dem Gefeierten empor, dessen Werth zu erreichen fortan sein einziges Bestreben war.

Zum Schlusse schlug der Präses noch einen allgemeinen Rundgesang vor. Die Becher wurden von frischem bis zum Rande gefüllt, das wohlbekannte Lied begonnen.

Bruder, deine Schönste heißt?

so frug der Chor, und jeder Bursche nannte bald

---

*) Ich will nicht bei Ja und Nein
Vor dem Zapfen sterben.
Alles, nur nicht meinen Wein,
Laß ich meinen Erben u. s. w.

zögernd, bald rasch, bald sehnsuchtsvoll, bald begeistert den Namen der Geliebten. Auch an Oswald war endlich die Reihe gekommen und mit flammender Röthe im Gesicht sprach er das süße Wort „Doris" aus. Da jubelten seine Freunde laut und stießen mit den Gläsern zusammen, daß es wie heller Glockenton erklang.

Doris, sie soll leben!

schallte es von allen Seiten her, und begeistert sang Oswald mit. Dann erst leerte er den Becher bis zum Grunde, still dabei der Geliebten ewige Treue und Zärtlichkeit gelobend. Das war ein heiliger Moment, wie ihn nur die Jugend hat, welche keine Täuschung, kein tieferer Schmerz betroffen.

Bis zum frühen Morgen dauerte zwar noch das Gelage fort, aber nach dem Rundgesang, der in seiner Seele noch immer tief und bedeutend nachhallte, duldete es den Jüngling nicht mehr im Kreise der zechenden und lärmenden Genossen. Er stahl sich leis davon. Mit einem Händedruck nahm er von Starsinski Abschied und trat dann in die stille Nacht hinaus, wo die goldenen Sterne in unvergleichlicher Schönheit glänzten.

VI.

Mitternacht mochte vorüber sein, als Oswald Rhode den Heimweg einschlug. Auf den Straßen war Alles still, die Lichter an den Fenstern längst erloschen. Hier und da ertönte wohl das alte Lied, das des Nachtwächters, das allmälig wieder verhallte, so wie der Ton seiner Schritte, der in der Ferne nach und nach erstarb. Ein tiefes Schweigen herrschte überall auf Erden und an dem sternbeglänzten Himmel. Oswald war mit seiner Liebe allein und überließ sich den süßen Gedanken an Doris und eine schöne herrliche Zukunft, die er für die Geliebte und sich herbeizuführen hoffte. In dem Gehirn eines jungen, schwärmerischen Burschen von zwanzig Jahren giebt es keine Hindernisse, die sich nicht beseitigen ließen. Er vergaß die Stellung, welche sein Vater zu dem kurfürstlichen Geheimrath einnahm, die Verschiedenheit der Gesinnung, des Amtes und

der Pflichten bei beiden Männern. Er hoffte auf die milde Ueberredungskraft der Mutter, auf die Nachgiebigkeit, welche Doris Vater bei so vielen Gelegenheiten seiner Tochter gegenüber gezeigt hatte.

Der Entschluß stand in Oswalds Seele fest, bei Anbruch des Tages ein Zwiegespräch von seinem Vater zu verlangen, demselben seine Liebe zu Doris, die überdies in seiner Familie längst mehr kein Geheimniß war, zu gestehn und ihn um seine Vermittelung anzuflehn. Ja, er fing bereits an, seine Liebe von einem mehr praktischen Gesichtspunkt aus zu betrachten. Er hoffte durch dieselbe den Vater von der ständischen Partei abzubringen und zu der des Kurfürsten hinüberzuziehn. Durch einen solchen Schritt glaubte er eine Versöhnung der streitenden Gewalten herbeizuführen, und es schmeichelte der Eitelkeit des Jünglings, seinem eigenen Verhältnisse die Weihe einer höheren politischen Bedeutung beizulegen.

Mit diesen und ähnlichen Gedanken beschäftigt, war Oswald rüstig fortgeschritten. Um den Weg abzukürzen, hatte er die Richtung nach dem Flusse eingeschlagen. Derselbe war gefroren und zum Uebergange geschickt. Natürlich war Oswald von

der gewöhnlichen Straße abgewichen und bald befand er sich in einer ihm selbst fast gänzlich unbekannten Gegend der Stadt. Nur einzelne Fischerhütten standen hier zerstreut am Ufer, das von dürrem Weidengestrüpp eingefaßt war.

Wäre der Jüngling minder mit seinen Gedanken beschäftigt und nicht so vertieft gewesen, so hätte er längst die verdächtigen Schatten bemerken müssen, die ihm seit seinem Austritt aus der Schenke in einiger Entfernung gefolgt waren. Von den schneebedeckten Weiden gedeckt, welche gespenstisch ihre abgestorbenen Aeste wie Arme zum Himmel streckten, schlichen jetzt die gefährlichen Gestalten immer näher und näher heran. Plötzlich aber, als Oswald den Uebergaug über den festgefrorenen Fluß versuchen wollte, sah derselbe sich aufgehalten. Ein Mann, tief den Hut über die Stirn gedrückt, war ihm entgegengetreten und rief ihm zu: Halt, mein Freund, hier passirt man nicht.

Oswald, der den Unbekannten für einen der in der Nähe wohnenden Schiffer hielt, fragte daher: Ihr habt wohl hier Löcher in das Eis gehauen? Ich danke euch, daß ihr mich gewarnt und will den Uebergang an einer anderen Stelle suchen.

Halt! so ist es nicht gemeint, entgegnete Montgommery, der um jeden Preis einen Streit herbeiführen wollte. Denkt ihr, daß ich mich um einen solchen Gelbschnabel, wie ihr seid, kümmern werde, ob er zur Nachtzeit mit den Fischen speist. Ihr müßt trunken sein, wenn ihr solches von mir glaubt.

Gebt Platz jetzt, rief Oswald, den die beleidigende Rede seines Gegners erbittert hatte. Ihr seid ein grober, unhöflicher Mann, mit dem ich nichts zu schaffen haben will.

Hoho, Bürschchen! pfeifst du aus diesem Ton, so will ich dir eine Antwort geben, wobei dir Sehen und Hören vergehen soll.

Bei diesen Worten hatte der wüste Hauptmann sein Schwert gezogen. Oswald, in der Meinung, es mit einem gewöhnlichen Strauchdieb oder trunkenen Söldner zu thun zu haben, hatte schon längst die Hand zur Sicherheit an sein Degengefäß gelegt, und als er die verdächtige Bewegung seines Gegners sah, seine Waffe, welche er, wie jeder Mann von Stand in der damaligen Zeit, stets an seiner Seite trug, im Augenblick entblößt.

Rasch und ungestüm drang Montgommery auf den Jüngling ein, mit dem er ein leichtes Spiel zu

haben glaubte, aber er fand einen Gegner, wie er ihn nicht vermuthet hatte. Oswald war den ritterlichen Uebungen nicht fremd geblieben und hatte als Student sein Rappier mit Kraft und Geschicklichkeit zu führen gelernt. Besonnen wußte er die Ausfälle seines Feindes zu pariren, und bald bedrängte er denselben hart und setzte ihm mit Muth heftig zu. Es war ein wunderbarer Anblick, dieses Gefecht in der stillen Nacht. Wenn auch die Sterne hell am Himmel glänzten, so war es doch zu dunkel, um die Züge der Kämpfenden zu erkennen, überdies hatte Montgommery Sorge getragen, sein Gesicht zu verhüllen. Er war deshalb gehindert, scharf zu sehen, und selbst seine Bewegungen waren durch den Mantel gehemmt, den er über sein kurzes Soldatenwamms geworfen. Oswald hatte dagegen gleich im Beginne des Gefechts das warme Oberkleid abgelegt, um in seinen Bewegungen frei zu sein. Ein schwarzer Sammetrock bedeckte nur knapp die kräftige elastische Gestalt. Sein muskulöser Arm handhabte die Waffe mit großer Leichtigkeit. Jedenfalls übertraf er seinen Gegner an Behändigkeit und Schnelligkeit, während dieser, reich an Finten und Hinterlist, die langjährige Uebung in dem rauhen Kriegshandwerk

erkennen ließ. Stumm und lautlos wurde der Kampf voll Erbitterung geführt; kein Wort, kein Laut unterbrach das Schweigen, welches rings umher herrschte, nur der Klang der Waffen, das Zischen des Eisens, wenn es durch die Lüfte schneidend niederfuhr, schallte durch die Nacht. Wie dunkle Schlangen kreuzten sich die Waffen, umschlangen sich und stoben ihre Wuth, wenn sie einander begegneten, in hellen Funken aus.

Bald mußte Montgommery bemerken, daß sein Gegner ihm nicht allein gewachsen, sondern fast überlegen war. Er blutete bereits aus mehr als einer Wunde, obgleich er die meisten Stöße mit seinem Mantel aufgefangen hatte. Immer härter bedrängt, zog er sich längs des Ufers nach dem Weidengestrüpp zurück, wo er seinen Hinterhalt aufgestellt hatte. Von Wuth und Kampflust beseelt, folgte ihm Oswald Schritt für Schritt, unablässig auf seinen Feind Hieb an Hieb niederschmetternd. Da hielt es der Hauptmann für gerathen, wenn er nicht unterliegen wollte, seine Kameraden, die sich bisher als stumme Zuschauer theilnahmlos verhalten hatten, zu seiner Hülfe anzurufen. Er benutzte einen Augenblick der Ruhe, den Oswald, ebenfalls fast erschöpft,

ihm gestattete, um einen grellen Pfiff zu thun. Auf dieses Zeichen stürzten die Genossen aus dem Dickicht, das sie bisher versteckt, mit gezogenen Schwertern hervor, und Oswald sah sich von allen Seiten meuchelmörderisch angegriffen.

Hülfe! Mörder! Hülfe! schrie er laut, aber sein Schrei verhallte ungehört.

Ermuthigt durch den Beistand, griff Montgommery von Neuem den Jüngling heftig an. Dieser war nun auf seine Rettung bedacht und focht wie ein Verzweifelter. Er hatte sich an eine einzelnstehende Weide gelehnt und so den Rücken gedeckt. So gut es anging, suchte er die Hiebe seiner Gegner zu pariren. Bereits fühlte er seine Kräfte erlahmen, ein Stoß hatte den rechten Arm getroffen, das Wamms geschlitzt, und das Blut floß heiß auf den weißen Schnee.

Mit dem Vorsatz, sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen, überwand Oswald den Schmerz der Wunde, welche, von der kalten Nachtluft getroffen, entsetzlich brannte. Nur noch wenig Augenblicke vermochte er zu widerstehn, dann war es um ihn geschehn. Einer der Mörder, ein großer wüster Geselle, holte mit seinem Schwerte aus, um ihn

niederzuschlagen. In diesem verhängnißvollen Augenblicke ließ sich ein Geräusch vernehmen. Es tönte wie Hufschlag durch die stille Nacht. Sowohl Oswald wie seine Gegner hielten einen Augenblick inne, um zu lauschen. Es war eine entsetzliche Pause, von beiden Seiten mit Furcht und Besorgniß ausgefüllt. Immer näher dröhnte der einförmige Tritt des Pferdes, der weithin das Echo weckte. Schon konnte der Bedrängte das Wiehern und Schnauben des Thieres hören, das augenscheinlich den Weg über den gefrorenen Fluß genommen und die Richtung nach dem Kampfplatze eingeschlagen hatte.

Ich bin gerettet, flüsterte Oswald, als er die Verlegenheit seiner Mörder bemerkte, welche rathlos zu schwanken schienen, ob sie den Kampf noch fortsetzen, oder die Flucht ergreifen sollten.

Hierher, hierher, schrie der Jüngling, zu Hülfe, zu Hülfe!

Augenscheinlich hatte der Reiter den Nothschrei Oswald's gehört. Die Hufschläge wurden immer lauter und lauter und naheten mit verdoppelter Geschwindigkeit. In wenig Augenblicken war der Retter Oswald zu Seite, ein hoher stattlicher Mann,

wohlbewaffnet. In dem Halfter der Satteldecke seines Pferdes blitzten zwei Pistolen mit gespanntem Hahn.

Montgommery und seine Genossen hatten die Ankunft des Fremden nicht mehr abgewartet. Eilig waren sie entflohen und hatten Oswald allein gelassen, der erschöpft von der Anstrengung und dem Blutverluste auf einen Schneehügel ohnmächtig niedergesunken war.

Der Reiter hatte eine seiner Pistolen in der Hand und spähete sorgfältig vom Pferde herab nach allen Seiten hin, endlich entdeckte er, wie er glaubte, den todten Oswald. Mit Vorsicht und noch immer die Waffe in der Hand, stieg er von seinem Thiere nieder, das er an einen Weidenast festband, dann näherte er sich der vermeintlichen Leiche.

Hier hat ein harter Kampf stattgefunden, murmelte er leise, es ist viel Blut geflossen. Da liegt ein Mensch, hart zugerichtet. Will doch sehen, ob noch ein Funken Lebens in ihm ist.

Der Reiter bog sich mitleidig zu Oswald nieder und schauete ihm in das bleiche Angesicht, das schwach vom flimmernden Sternenlicht beschienen war.

Ein schöner Jüngling, sagte der Fremde für sich; bei Gott, die Züge scheinen mir bekannt. Wenn ich nicht irre, Oswald Rhode; armer Junge, gewiß haben dich die Feinde deines Vaters so übel zugerichtet. Kein Lebenszeichen ist in ihm. Ich thäte besser, mich schleunigst zu entfernen, denn wenn ich hier betroffen würde, so könnte man mich leicht für den Mörder halten.

Schon wollte der Reiter seinen Vorsatz ausführen und den gefährlichen Ort in aller Eile verlassen, als ihn ein Ton, der sich schmerzlich der Brust des Verwundeten entrang, von Neuem fesselte.

Er lebt noch, flüsterte der Retter, vielleicht ist er nur leicht verwundet. Wenn er aber die kalte Nacht hier im Freien zubringt, so muß er ohne Widerrede umkommen und elendiglich erfrieren. Ich will sehen, was sich für ihn thun läßt, ohne mich selbst zu verderben.

Bei diesen Worten neigte sich der Fremde zu dem Jünglinge nieder, um ihn genauer zu untersuchen.

Gesicht und Haupt scheint mir nicht verwundet, meinte der Reiter, ich will nachsehen, ob sonst kein edler Theil getroffen ist.

Zu diesem Behufe suchte er das Wamms des Jünglings aufzuknöpfen. Leicht mochte er bei diesem Bemühen den verwundeten Arm berührt haben. Ein schmerzlicher Seufzer, den Oswald ausstieß, ließ den Fremden in seiner Untersuchung innehalten. Einen Augenblick nur öffnete Oswald die Augen, welche träumerisch und verworren auf seinen Retter fielen. Dieser hüllte sich, als scheuete er erkannt zu werden, fester in seinen Mantel ein und drückte den breiten Reiterhut, der sein männlich schönes Haupt beschattete, noch tiefer in's Gesicht.

Fatale Geschichte, murmelte er, wenn er mich erkannt hätte, es wäre für mich fürchterlich. Was soll ich beginnen? — Soll ich mich fortmachen? Es giebt einen guten Genius, der über Narren und Kinder wacht. — Doch nein, ich darf ihn nicht verlassen. Ich muß für ihn Sorge tragen, sonst kommt er hier um.

Einige Augenblicke schwankte noch der Fremde in dem, was er beginnen sollte. Endlich siegte doch die angeborene Menschlichkeit über seine egoistischen Bedenken. Er faßte Oswald, der noch immer ohne Bewußtsein lag, mit starkem Arme und hob ihn spielend, wie ein Kind, vom Boden auf. So trug

er ihn bis zu der nächsten Fischerhütte, dann setzte er die schwere Bürde nieder und pochte so lange, bis die niedere Thüre sich öffnete. Ein Mann, in einen rauhen Wolfspelz gehüllt, trat fluchend und brummend hervor.

Zum Teufel, rief der Fischer mürrisch, warum stört ihr einen ehrlichen Christen in der Nacht?

Ich bringe einen Verwundeten, vielleicht einen Sterbenden, entgegnete der Fremde. Möglich, daß er noch gerettet werden kann.

Ho, ho! Soll ich mir euretwegen Ungelegenheiten schaffen? Ich mag nichts mit den Gerichten der Stadt zu thun haben.

Mann, so du den armen Menschen nicht aufnimmst, hast du es mit mir zu thun! rief der Reiter und setzte sich in die Stellung, um möglicher Weise den Eingang mit Gewalt zu erzwingen. Es lag etwas Gebieterisches in dem Tone dieser Sprache, von welcher das Ohr des Fischers betroffen ward. Dennoch weigerte er sich noch immer und schwang auch seinerseits einen gewaltigen Eichenstock in der kräftig nervigten Faust. Dabei hatte er sich in die Hausthüre gestellt, die er mit der ganzen Breite seines riesigen Körpers füllte.

Will doch sehen, wer mich zwingen wird! schrie er patzig dem Fremden zu.

Diesem schien endlich auch die Geduld auszugehen. Mit einem raschen Griff hatte er dem Fischer den gewichtigen Knüppel entrissen und führte mit demselben einen solch mächtigen Streich gegen den bisherigen Eigenthümer, daß dieser, obgleich nur an der Schulter gestreift, fast zu Boden taumelte. Unterdeß hatte der laute Streit an der Hausthüre auch die übrigen Bewohner der Hütte aufgeweckt, welche mit Licht herbeieilten. Ein junges Weib hielt eine Kienfackel in der Hand, deren Flammenschein gerade auf das Gesicht des Reiters fiel. In der Hitze des Angriffes hatte dieser seinen Hut verschoben, und der Mantel, in den er sich gehüllt hatte, war ebenfalls von den stattlichen Schultern fast herabgesunken. Von der rothen Fackelglut bestrahlt, zeigte der Fremde ein schönes, männliches Profil, von einem dunkelschwarzen Bart umgeben. Buschige Augenbrauen wölbten sich über zwei funkelnde Augen, welche den nächtigen Glanz eines Raubthieres hatten. Eine fein gebogene Habichtsnase verlieh dem Gesicht einen kühnen gebieterischen Ausdruck, während das festge-

schlossene Kinn und die trotzig aufgeworfenen Lippen Kraft und Rücksichtslosigkeit verriethen.

Sobald das junge Weib des Schiffers das Antlitz des Fremden erblickte, schrie sie vor Freude und Ueberraschung auf.

Mathis, Mathis, rief sie ihrem Manne zu, erkennst du nicht den gnädigen Herrn?

Der Fischer rieb sich noch die getroffene Schulter, welche ihn schmerzte, aber auch er theilte die Gefühle seiner Frau. Demüthig stand er mit der Mütze in der Hand und begrüßte den Unerwarteten.

Schaffe den Verwundeten in dein Haus, herrschte dieser, und trage für ihn Sorge, als wenn ich's selber wäre, aber vor allen Dingen verlange ich euer Stillschweigen. Keine Sylbe darf über euere Lippen kommen, daß ihr mich hier gesehen.

Der Fischer und seine Frau beeilten sich jetzt, Oswald auf einen Wink des Fremden in die ärmliche Hütte hineinzutragen. Das eheliche Bette nahm den Verwundeten auf. Der geheimnißvolle Reiter traf noch einige Anordnungen für ihn, welche das Paar pünktlich zu vollziehen versprach. Einige Geldstücke, welche er in die Hand des Weibes gleiten ließ, sollten seinen Worten den genügenden Nachdruck

geben. Einen Blick warf er noch auf Oswald, der aus seiner Betäubung noch immer nicht erwacht war, dann entfernte er sich schleunig, um die versäumte Zeit durch Eile wieder einzubringen.

VII.

Die reizende Doris hatte sich, sobald sie sich von ihren beiden Anbetern befreiet sah, auf ihr Zimmer zurückgezogen. Es lag am äußersten Flügel des alten Schlosses und war von dem zärtlichen Vater auf das Zierlichste ausgestattet. Dichte Vorhänge von dunkelgrünem Sammet waren an den hochgewölbten Fenstern und an den Thüren angebracht und dämpften jedes Geräusch, das von Außen kommen konnte. Der Boden war mit kostbaren Teppichen belegt. Mächtige Lehnstühle, mit künstlichem Schnitzwerk versehen, standen längs der Wand, und ein Lotterbett von schwellenden Kissen lud zur träumerischen Ruhe ein. Einige Bilder, von niederländischen und französischen Künstlern jener Zeit gemalt, stellten Scenen aus der Mythologie dar. Hier floh Daphne vor dem Ungestüm Apolls und wurde im Fliehen in einen Lorbeerbaum verwandelt; dort

ruhete Leda auf grünem Rasen und in ihren Schooß schmiegte sich verführerisch der Götterschwan, dessen weißes Gefieder mit dem Alabaster ihres Leibes um den Preis zu streiten schien.

Auf dem Tische lagen allerlei Kostbarkeiten und Geschmeide ausgebreitet, welche die Besitzerin eben mit Hülfe ihrer treu ergebenen Zofe abgelegt. Sie hatte den Pelzrock beseitiget und ein weißes wallendes Gewand, das in der Mitte von einer Goldschnur gehalten wurde, umgab die herrliche Gestalt. Nachläßig lag Doris auf dem Divan ausgestreckt und ließ das Mädchen gewähren, welches die Seidenschuhe entfernte, die den kleinen, zierlichen Fuß bekleidet hatten. An ihrer Stelle setzte die Zofe die rothen Sammetpantoffeln hin, innen und außen mit zartem Pelzwerk verbrämt.

Du kannst dich legen, sagte die schöne Gebieterin, fache noch zuvor die Glut im Kamine an und streue frisches Räucherwerk darauf.

Das Mädchen gehorchte und entfernte sich mit einer tiefen Verneigung.

Doris blieb allein. Träumerisch hatte sie ihr Haupt auf die Kissen des Sophas zurückgelehnt. Die langen, dunkelbraunen Locken wogten fesselfrei

um den weißen halbentblößten Nacken. Sie hatte die schönen strahlenden Augen fest geschlossen und die weichen Wimpern waren wie ein seidener Vorhang vorgezogen. Der kecke übermüthige Ausdruck ihres Gesichtes hatte einer ernsten Wehmuth Platz gemacht. Die schwellenden Glieder lagen nachläßig auf dem Bette hingestreckt. Eine süße Ermattung, eine angenehme Müdigkeit hatte die frühere Beweglichkeit abgelöst und eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe drückte sich in der ganzen Lage des Mädchens aus.

Trotz dieser scheinbaren Erschöpfung wogte und stürmte es heftig in der Brust des wunderbaren Weibes. Eine Fülle sich drängender Gedanken zogen an ihrer Seele vorüber. Dachte sie an Oswald, an Baumgarten, die zu ihren Füßen schmachteten? Hatte sie dem feurigen Jüngling, oder dem ruhigen Diplomaten, dem eine glänzende Laufbahn bevorstand, einen Platz in ihrem Herzen eingeräumt?

Wer vermag die geheimen Gedanken eines Weibes zu enträthseln?

Plötzlich sprang sie ungeduldig von ihrem Sitze auf. Sie eilte zu einem verschlossenen Schrein, öffnete denselben und drückte an eine geheime Feder. Alsobald that sich das festgefügte Holzwerk ausein=

ander und ein verborgenes Fach that sich auf, das mit Briefen und ähnlichen kostbaren und werthvollen Papieren gefüllt erschien. Mit Ungestüm wühlte sie in den Schriften; endlich hatte sie gefunden, was sie suchte. Eilig überflog sie die theueren Zeilen immer von Neuem und verbarg dann das Papier an ihrem schönen Busen.

Er kommt, er kommt, flüsterte sie leise. Wann hätte er je sein Wort gebrochen? Aber Mitternacht ist vorüber und er noch immer nicht erschienen.

Ein Seufzer hob die schwellende Brust.

Die Uhr des Schlosses schlug die erste Stunde des neuen Tages. Langsam und dumpf verhallte der Schlag, der die Geisterstunde schloß.

Ungestüm durchmaß Doris das Gemach. Jede ihrer Mienen drückte Furcht, Besorgniß und Ungeduld aus. Von Neuem fachte sie die Glut des Kamins an und streuete frisches Räucherwerk, das im Zimmer einen angenehmen Duft verbreitete. Aus einem zweiten Schrank holte sie, als wollte sie sich durch die Arbeit zerstreuen, ein weißes feines Leinentuch hervor, welches sie über den Tisch breitete. Dann brachte sie Teller, Messer und Gabel hervor, welche sie zierlich ordnete. Zwei Gedecke lagen da,

die silbernen Becher und die Flasche mit goldenem Wein waren aufgestellt, manch' kostbares Gericht und für die Jahreszeit seltene Früchte blickten aus den kunstreichen Gefäßen, aber der erwartete Gast säumte noch immer zu kommen.

Da ließ sich auf dem Korridor ein leises Geräusch vernehmen. Doris eilte der Thüre zu. Es war keine Täuschung, nein, sie hatte recht gehört. — Ein Schlüssel wurde in das Schloß gesteckt und herumgedreht. Die Thüre öffnete sich und ein großer schlanker Mann trat herein. Mit einer raschen Bewegung warf er Hut und Mantel von sich ab und breitete seine Arme aus.

Ludwig, Ludwig! schrie Doris auf und stürzte selig und entzückt an seine Brust.

Sie zog ihn zu sich auf das Sopha nieder, sie schenkte ihm den Becher voll und trank zuerst daraus. Ihr Auge strahlte vor Lust und Freude. Jede Spur von Koketterie und Muthwillen war mit einem Male verschwunden. Sie war nichts, als ein glücklich liebendes Weib.

VIII.

Indeß hatte Oswald bei der armen Fischerfamilie eine gastliche Aufnahme gefunden, die er einzig und allein seinem Retter zu verdanken hatte. Das junge Weib rieb seine Schläfen und Pulse so lange mit Essig und Branntwein, den einzigen belebenden Substanzen, die in dem Hause vorhanden waren, bis sein Bewußtsein zurückgekehrt. Nur dunkel erinnerte er sich der Ereignisse dieser Nacht und war nicht wenig verwundert, sich unter diesen fremden Menschen zu sehen. Nach der Anweisung seines Retters, behauptete der Fischer auf alle Fragen des wieder zum Leben Zurückgerufenen, ihn leblos in der Nähe des Flusses gefunden zu haben. Diese Angaben hatten viel Wahrscheinliches, dennoch zweifelte Oswald. Wie im Traume schwebte ihm die Gestalt eines schönen Mannes vor, der sich mitleidig zu ihm herniedergebeugt und der mit starken Armen ihn

hierher getragen. Das Bild seines Retters hatte sich, obgleich er nur einen Augenblick und halb betäubt die Augen aufgeschlagen, seiner Seele fest und für ewig eingeprägt. Er fühlte sich noch zu schwach, um weitere Forschungen anzustellen, aber trotz der Angaben, welche der Fischer und die Frau äußerst treuherzig vorbrachten, schüttelte er ungläubig seinen Kopf.

Die Wunde schmerzte ihn zwar sehr und versetzte ihn in fieberhafte Aufregung, aber bald besiegte ihn die Erschöpfung und Müdigkeit. Er schlief allerdings durch mannigfach wechselnde Traumgebilde beunruhigt und geneckt. Bald sah er die schöne Doris auf dem gefrorenen Schloßteiche dahinfliegen. Er hatte seinen Arm um ihren schlanken Leib gelegt und nun schwebte er in süßer Trunkenheit an ihrer Seite. Plötzlich fühlte er sich von einer starken Hand gefaßt, die ihn weit hinwegschleuderte. Das Eis brach unter der Last seines Falles. Er sank immer tiefer und tiefer. Ein hoher Mann eilte zu seiner Rettung herbei und reichte ihm die Hand. Im Todeskampf umfaßte er dieselbe und hielt sich krampfhaft fest, aber die trügerische Decke brach unter seinem Retter, den er mit sich in die Tiefe nie-

derzog. Ein Höllengelächter tönte neben den Sinkenden, welche das Wasser tödtlich kalt umfing.

So webte das Wundfieber Täuschung und Wirklichkeit zum wunderbaren, ahnungsvollen Traumbilde.

Mit dem frühen Morgen erwachte Oswald und verließ, da er sich stark genug fühlte, die Fischerfamilie, welche er für ihre Dienste und die ihm gewährte Gastfreundschaft reichlich belohnte.

Mit Vermeidung der belebteren Straßen begab er sich nach Haus, wo er die Seinigen wegen seines ungewohnten Ausbleibens ängstlich besorgt antraf. Der Vater war, wie ihm die Mutter mittheilte, eben auf das Schloß zu dem Statthalter gegangen, der ihn zu sich bescheiden ließ.

Oswald verschwieg den Seinen die Wunde nicht, die er empfangen. Dergleichen Ereignisse gehörten damals nicht zu den ungewohnten Fällen des Lebens, und die Frauen waren darüber nicht so heftig erschrocken, wie eine Mutter oder Schwester in heutiger Zeit bei einer ähnlichen Gelegenheit es sein würde.

Katharina holte aus dem Schranken einen heilkräftigen Wundbalsam, der damals in den meisten

Familien vorräthig gehalten wurde. Von demselben träufelte sie einige Tropfen auf den Arm des Bruders, den sie überdies noch sorgsam mit leinenen Binden umwickelte. Alsobald fühlte Oswald, wie seine Schmerzen gemindert wurden und die freie Bewegung des Gliedes sich wiederherstellt. Er dankte der Schwester mit einem herzlichen Kusse.

O, Oswald, sagte diese im besorgten Tone, nachdem die Mutter sich hinwegbegeben, welchen Kummer und welche Sorge haben wir deinetwegen. Durch dich allein ist der Friede in unserem Hause gestört worden. Der Vater zürnt dir, und mir und der Mutter hat euere Zwietracht schon manche heiße Thräne gekostet.

Gutes Mädchen, entgegnete Oswald, kann ich denn dafür? — Der Vater hat nur eine Liebe und zwar die für das Gemeinwesen. Darüber kann das ganze Haus, ich, du, die Mutter, kurz wir Alle zu Grunde gehen.

Oswald, das ist gottlos, so von dem Vater zu sprechen.

Warum widersetzt er sich meiner Liebe? doch nur, weil Doris die Tochter des Geheimraths von Brandt ist, weil ihr Vater in Diensten des

Kurfürsten steht. Was kümmert das mich? Ich liebe sie und werde nimmer von ihr lassen.

So deine Liebe echt ist, wirst du das auch können, meinte das holde Mädchen; würde ich doch auch meinen Johannes nimmer aufgeben.

Und wer schützt dich, liebes Kind, vor dem Willen des Vaters? Weil heute noch dein Bräutigam und seine Sippschaft zu ihm hält, hat er seine Einwilligung zu deiner baldigen Hochzeit gegeben. Aber ich bin fest überzeugt, so er oder die Seinigen sich einer anderen Partei anschließen wollten, würde der Vater dein Glück dem Wohle der Stadt, wie er es nennt, hintansetzen.

Da sei Gott dafür! flehte das fromme Mädchen mit einem tiefen Seufzer. Oswald, du thust dem Vater Unrecht. Er liebt uns Alle, freilich in seiner Art. Er ist gegen Doris, weil ihm das Edelfräulein mit ihren freien Sitten und fürnehmen Wesen nicht für das schlichte Haus des Bürgers zu passen scheint und da muß ich ihm freilich beistimmen.

Katharina, du kennst sie nicht! Sie ist ein großes, ein hochherziges Weib.

Mag sein, aber mir ist immer, wenn ich sie sehe, als hätte sie kein Herz. Liebt sie dich denn?

Ich glaube, ja fast möchte ich behaupten, daß ich nicht mehr an ihrer Liebe zweifeln darf. Ich habe freilich noch nicht mit ihr darüber gesprochen, da Herr von Baumgarten sie keinen Augenblick aus den Augen läßt, und auch andere Gelegenheit bisher fehlte.

O thue es doch bald und suche dir Sicherheit zu verschaffen. Es wäre schrecklich, wenn sie dich getäuscht. Man spricht nichts Gutes von ihrem Verhältnisse zu Männern.

Wer wagt es, sie zu verleumden, und was wirft man ihr vor? brauste der Jüngling zornig auf.

Man sagt von ihr, entgegnete die Schwester im sanften Tone, daß sie junge Männer an sich locke und Gefühle für dieselben heuchle, von denen ihr Herz nichts weiß.

Schändliche Lügen! schrie Oswald, indem er mit heftigen Schritten das Gemach durchmaß.

Mag sein, aber es nicht gut, daß man dergleichen von einem Mädchen sagt. Ach ich wünschte wohl, daß meine künftige Schwägerin einen anderen Leumund hätte.

Zürnend hatte sich Oswald bei den letzten Worten der Schwester abgewendet. Er wußte wohl, daß

Katharina nur aus zärtlicher Besorgniß für ihn die Gerüchte aussprach, die über Doris in der Stadt verbreitet waren, und dennoch fühlte sich der Jüngling so schmerzhaft berührt, als hätte eine ungeschickte Hand den Verband von seiner frischen Wunde abgerissen. Alle Besorgnisse und Befürchtungen wurden in seiner Seele plötzlich wieder wach. Eine furchtbare Eifersucht bemächtigte sich seines Herzens bald gegen Baumgarten, bald gegen jeden anderen Mann, den Doris einmal freundlich angelächelt. Er mußte sich selbst gestehen, daß er keine Gewißheit ihrer Liebe habe, ja, daß sie bis jetzt einem Geständnisse mit Absicht ausgewichen. All' diese Gefühle bestürmten ihn mit einem Male. Aber wie die meisten Menschen in ähnlichen Verhältnissen, zürnte er seiner Schwester, welche heute zum ersten Male diesen Gegenstand mit der ihr eigenen Offenheit und Klarheit berührte, so wie die meisten Menschen den Arzt hassen, der die Wunde, um sie zu heilen, mit seiner Sonde mißt.

Um nicht länger das ihm unangenehme Gespräch fortzusetzen, begab sich Oswald auf sein Zimmer und warf sich krankhaft gereizt auf das Bett, um den Schlaf aufzusuchen, der ihm nöthig that.

Unterdeß hatte Katharina ihren Rocken vorgenommen und ließ das Rädchen wacker schnurren. Ihre Gedanken weilten noch einige Zeit bei dem letzten Gespräche mit dem Bruder. Sie beklagte den Unglücklichen, der, wie sie glaubte, in den Netzen eines schlauen herzlosen Weibes schmachtete. Ihr ganzes Wesen war dem der reizenden Doris so entgegengesetzt, daß sie sich von der fremdartigen Erscheinung dieses wunderbaren Weibes abgestoßen fühlte. Dazu kam noch jene heimliche Eifersucht, welche Mütter oft gegen ihre Schwiegertöchter, Schwestern gegen ihre Schwägerinnen zeigen. Ist doch das Weib auf die Liebe der Ihrigen ausschließlich angewiesen und wird daher immer jeden Fremden, der ihr diesen Schatz zu rauben sucht, als einen frechen Eindringling von Anfang an betrachten. — Daher sind Frauen so selten gerecht gegen einander.

Katharina betrachtete die schöne Doris als das Unglück ihres Bruders, als die Verführerin des unschuldigen Jünglings, der ihretwillen die Seinigen vergessen und seine Liebe der Fremden zugewendet. Hätte die liebevolle Schwester Garantieen für das Glück des Bruders in dem Verhältnisse gesehen, so wäre sie vielleicht nach Frauenart vermittelnd bei

dem Vater aufgetreten. Aber Doris erschien dem klaren, einfachen Verstande der Bürgerstochter so geheimnißvoll, um nicht zweideutig zu sagen, daß auch sie im Stillen dem Vater nur Recht geben konnte, der freilich aus anderen Gründen der Leidenschaft des Sohnes hemmend entgegentrat.

Während nun Katharina über die Liebe des Bruders nachsann und dazu den feinen Faden durch die rosigen Finger gleiten ließ, öffnete sich die Thüre leise und vorsichtig. — Ein junger Mann in feiner Bürgerkleidung steckte zuerst seinen Kopf spähend durch die Oeffnung. Ein Lächeln des Glücks schwebte um den wohlgeformten Mund, als er das Mädchen so fleißig mit der Arbeit am Rocken beschäftigt sah. Wohl hatte der Glückliche Grund sich zu freuen, denn er war Katharina's Bräutigam, Herr Mathis Rosemann, der Sohn des reichen Riemermeisters, der zugleich Aeltester der Gewerkschaft war. Seit Jahren kannte er seine Braut. Sie hatten als Kinder schon mitsammen am liebsten gespielt. Wohl hundertmal hatte der kleine Mathis die noch jüngere Katharina seine Braut genannt und oft geküßt. Zusammen waren sie in die Schule und in den Unterricht gegangen und hatten an demselben Tage

und vor demselben Altare das Abendmahl des Herrn empfangen. Damals hatte der vierzehnjährige Knabe so lange bei der Mutter um den Henkeldukaten gebeten, bis er ihn zum Geschenk für seine Katharina erhalten. — Die werden noch ein Paar, hatten die Nachbarinnen gesagt, als Mathis und Katharina Hand in Hand aus der Kirche gingen, und die alten Weiber hatten richtig prophezeit, denn Mathis und Katharina waren so gut jetzt wie versprochen, und in einem halben Jahre sollte die Hochzeit sein.

Sie liebten einander nicht mit stürmisch wilder Leidenschaft, sondern still und tief war ihre Liebe wie ein ruhiger See, in dessen friedlichem Gewässer sich am liebsten der blaue Himmel abspiegelt. Mathis war der Altgeselle in seines Vaters Werkstatt und führte die Aufsicht über die bedeutenden Arbeiten und Bestellungen. Außer für die meisten Edelleute der Umgegend lieferte Meister Rosemann auch alles Lederzeug für des Herrn Kurfürsten Söldner zu Fuß und Roß. Daher wuchs sein Reichthum mit jedem Tage, und während all' die übrigen Bürger der Stadt über die schwere Last der Einquartierung klagten, war der wohlhabende Riemermeister wohl damit

zufrieden, und so kam es auch hier, daß das Miß-
geschick Vieler nur dazu diente Einen zu bereichern.

Natürlich gab es in der Werkstatt viel zu thun und bei der Arbeit verstand der alte Rosemann keinen Spaß. Da mußte jede Hand sich wacker rühren. Die große Nadel flog durch das harte Leder und der Pfriem ruhete keinen Augenblick. Auch der Mathis hatte es nicht besser wie die übrigen Gesellen, trotzdem er der einzige Sohn des Hauses war. Den Tag über mußte er die Leder verschneiden und wohl selbst auch den Hammer und die Zange zur Hand nehmen. Aber des Abends warf er das Werkzeug und die schmutzige Lederschürze ab, wusch die schwarzen Hände und zog den feinen Rock von Brüsseler Tuch an, um sich zu seiner Katharina zu begeben, wo er den Abend in zärtlichem Gespräch mit seiner Braut verbrachte. Auch der Sonntag war ein solch' glücklicher Tag, aber am letzten mußte er dem Vater helfen, die Rechnungen für die kurfürstliche Kammer zu beenden. Da gab es zu thun bis in die späte Nacht. Unter Seufzern und voll sehnsüchtiger Ungeduld hatte er Zahl an Zahl geschrieben, und dabei mußte er aufpassen, damit er sich nicht verrechnete, denn in diesen Dingen verstand

der Vater keinen Scherz. Endlich war er mit seiner schweren Arbeit zu Ende gekommen, und da es Montag, blauer Montag war, der damals wie heute gewissenhaft von den Gesellen mit Sang und Klang gefeiert wurde, hatte er sich beeilt, seine Braut zu überraschen.

Leise auf den Zehen schlich er durch die Stube hinter den Rücken Katharina's, und plötzlich hielt er ihr die Augen zu. Sie erkannte ihn zwar gleich, aber sie hütete sich, ihm und sich durch ein allzuschnelles Errathen die Freude zu verderben.

Wer bin ich? flüsterte er mit verstellter Stimme.

Base Anna, entgegnete das Mädchen schalkhaft lächelnd.

Fehlgeschossen!

Gärtners Martha!

Schlecht gerathen! und ein herzlicher Kuß strafte sie für das schlechte Rathen, obgleich Katharina wußte, daß kein Anderer als Mathis hinter ihrem Stuhle stand.

IX.

Während diese glücklichen Liebesleute plauderten und kosten nach Herzenslust, stand der würdige Schöppenmeister Herr Hieronymus Rhode vor dem Statthalter, dem Fürsten von Radziwill, dem der Kurfürst das oberste Regiment in Preußen übergeben hatte.

Der Fürst war ein großer stattlicher Mann, voll wohlwollender Gesinnung. Auch er kannte die Noth des Landes und mußte den Ständen Recht geben, welche über allzugroße Abgaben und willkürliches Regiment des Kurfürsten klagten. Der Oberstatthalter hatte nach Berlin auch manche billige Vorstellungen zur Abhülfe der Beschwerden eingesendet, aber der Kurfürst brauchte Geld und mochte nicht auf die vernünftigen Rathschläge seines Stellvertreters hören. Ein Anderer wäre vielleicht darüber erzürnt von seinem Amte zurückgetreten, aber Fürst

Radziwill gehörte zu jenen weichen, nachgiebigen Naturen, die es gern mit keinem Menschen verderben wollen und nicht im Stande sind, eine Partei mit Kraft und Ausdauer zu ergreifen. Insofern eignete er sich ganz gut zu der Rolle des Vermittlers, die er am liebsten übernahm. Im Stillen gab er zwar den Ständen Recht, aber laut vertheidigte er die Maßregeln seines Herrn, des Kurfürsten. Im Vertrauen klagte er zwar auch über die große Härte und Strenge des Landesvaters, aber dennoch bot er seine Hand, um die hohen Steuern, die derselbe den Städten und dem flachen Lande aufgelegt, durch die Exekution, und wo es Noth that, mit bewaffneter Hand einzutreiben. Er war ein Mann, wie es deren viele giebt, mit dem Gefühle für Recht und Wahrheit, aber ohne Muth, das Höchste der Gewalt gegenüber zu vertreten. Unentschlossen schwankte er zwischen den feindlichen Mächten und glaubte durch freundliche Worte und sanftes Auftreten eine Versöhnung noch herbeizuführen.

Darum hatte er auch heute den Schöppenmeister Rhode rufen lassen, den er mit gewohnter Freundlichkeit in seinem Arbeitszimmer empfing.

Hieronymus stand fest und entschlossen vor dem

Statthalter, der voll Verlegenheit auf eine Rede sann, um den starren Sinn des Bürgers zur Nachgiebigkeit zu bewegen.

Setzt euch doch, sagte endlich der Fürst. Lieber Schöppenmeister, verzeihet, ich habe euch rufen lassen zu einem freundlichen Zwiegespräch.

Ich harre eurer Rede, Durchlaucht, entgegnete Herr Rhode, der sich auf den dargebotenen Sessel niederließ.

Ihr kennt mich, begann der Fürst, und wißt, daß es Keinen in Preußen giebt, dem des Landes Wohl mehr am Herzen läge, als mir selber.

Auf diese Rede antwortete der Schöppenmeister nicht. Er schüttelte nur bescheidentlich mit dem Kopfe. Er mochte aus Respekt nicht dem Fürsten geradezu widersprechen, und dennoch war er von seiner Behauptung nicht also durchdrungen und überzeugt, um demselben in allen Stücken beizupflichten.

Der Statthalter bemerkte wohl den Zweifel, der sich in den Mienen Rhode's ausdrückte, aber innerlich von der Wahrheit seiner eigenen Meinung überzeugt, fuhr er ungehindert f.rt. Ja, ich bin ein Patriot und liebe mein Vaterland, darum will ich ihm vor Allem den Frieden verschaffen, der ihm

fehlt. Innere Parteiungen zerreißen die Bürgerschaft. Ich will eine Versöhnung herbeiführen. Darum habe ich euch vorfordern lassen. Ihr seid ein Mann von großem Ansehen in Königsberg, euer Wort gilt bei den Städten. Helft mir bei meinem löblichen und christlichen Vorsatze, und ich will es euch gedenken mein Lebelang.

Der Fürst hatte sich, wie es solch' schwankenden und leicht hingerissenen Charakteren zu ergehen pflegt, selbst gerührt und warm gesprochen. In einem Anfalle übermannender Gefühle ergriff er nun die Hand des Bürgers, die er freundlich in der seinen hielt.

Einen Augenblick ließ der Schöppenmeister seine Rechte in der des Statthalters ruhen, aber dann entzog er ihm dieselbe sanft.

Ihr seid gewiß gut gesinnt, sagte dieser, und meint es ehrlich mit dem Lande, aber ihr seid des Herrn Kurfürsten geschworener Diener, und kein Mann kann zweien Herren dienen.

Ihr thut mir Unrecht, meinte der Statthalter.

Kann sein, fuhr Herr Rhode ruhig fort, aber dann gebt euere Stellung auf. So lange ihr darin beharrt, könnet ihr kein wahrer Freund des Landes sein. Ihr müßt die Partei des Kurfürsten vertre-

ten, so wie ich die der Stände. So lange aber der Kurfürst bei seinem Sinne beharrt, so lange kann zwischen ihm und dem Lande kein Frieden sein. Wir haben unsere Beschwerden bescheidentlich ihm vorgetragen, aber er hat sein Ohr verschlossen und uns schnöde abgewiesen. Wir haben geduldig die unerschwinglichen Steuern und Zölle ihm gezahlt, so lange der Krieg dauerte, aber statt nach dem Frieden uns aus dem Joche auszuspannen, hat er unsere Last vermehrt, so daß wir schier erliegen müssen. Seit langen Jahren hat er den Landtag nicht mehr einberufen und ohne Zuziehung der Stände uns die Abgaben auferlegt. Vergebens haben wir nur unser gutes Recht gefordert, unter allerlei nichtigen Vorwänden hat er den Zusammentritt der Stände zu verhindern gewußt. Erst wurden die Wirrnisse des Krieges vorgeschoben, und auch jetzt, da wir im Frieden leben, versagt er, was kein Landesherr vor ihm uns abzuschlagen gewagt.

Er wird es thun, wenn ihr euch nachgiebiger bezeigt, entgegnete der Statthalter, der auf die einzelnen Vorwürfe nicht eingehen mochte, da er sie zu widerlegen, nicht im Stande war.

Ihr speist uns mit Versprechungen und tröstet

uns mit Wind, bemerkte ruhig der Schöppenmeister. Seit Monden bitten wir vergebens, aber glaubt nur, auch unsere Geduld wird bald zu Ende gehen, und wann uns unser Recht nicht wird, so müssen wir —

Sprecht es nicht aus! fuhr der Fürst heftig auf, ich darf euch nicht mehr hören. Was ihr sagen wollt, ist Hochverrath.

Ihr irret euch, sagte ruhig der Schöppenmeister. Wir werden nicht der Gewalt Gewalt entgegensezzen. Noch lebt ein oberster Schirmherr, den wir zur Vertheidigung unseres Rechtes anrufen dürfen. Die Krone Polens hat uns bis zum heutigen Tage unseres Lehnseides nicht entlassen.

Sie hat dem Kurfürsten durch den Vertrag zu Welau die Souveränität über Preußen zuerkannt, bemerkte der Statthalter im gereizten Tone.

Mag sein, antwortete Rhode, aber sie kann kein größeres Recht vergeben, als sie besessen hat. Unsere Privilegien schützen uns vor jedweder Willkür, auch ist ein Volk nicht wie eine Heerde Vieh, die von einem Herrn an den anderen, ohne zu fragen, verkauft und verschachert werden kann. Erst wenn der Kurfürst all' unsere Rechte und Privilegien beschwo-

ren und bestätigt, und überdies die Krone Polens uns von unserem Eide und jeder Pflicht feierlichst entbunden, können und wollen wir ihm huldigen.

Und das ist euer letztes Wort? fragte der Fürst.

Verlaßt euch darauf. Ich kann kein Titelchen davon vergeben. Müßte ich mich doch vor Kind und Kindeskindern noch im Grabe schämen, so ich das mir anvertraute Gut verschleudert und vergeudet hätte.

Ihr werdet euch in's Unglück stürzen und weder euch noch dem Lande nützen, warnte der Statthalter.

Immerhin, was ist an mir gelegen? Mag ich auch zu Grunde gehen. — Ich weiß wohl, der Kurfürst ist ein mächtiger Potentat und ein großer und weiser Herr, aber Recht muß Recht bleiben in alle Ewigkeit. Dafür werde ich einstehen und sollte ich darüber auch mein Leben verlieren. — So Gott aber will, wird mir kein Haar auf dem Haupte gekrümmt werden. Seht Herr Fürst, vor meinen Augen steht in diesem Augenblicke ein leuchtendes Exempel da. Der herrliche Gottesmann Martinus Luther, der uns von Roms Banden und der Knechtschaft Babylons befreit. Er war doch auch nur ein schlichtes Mönchlein und trat auf gegen den mäch-

tigsten Herrn der Welt, gegen den Papst, der die dreifache Krone trägt. Er fürchtete sich nicht, trotzdem ihn Kaiser und Reich in Acht und Bann gethan. Er focht seine Sache mit Gottes Hülfe aus, und so will ich auch thun, wenn mir Der droben seinen Beistand nicht versagt.

Während der Schöppenmeister diese Worte sprach, hatte er sich hoch aufgerichtet. Seine Gestalt schien zu wachsen. Sein Auge blitzte und leuchtete von Begeisterung und die schlichten Züge waren wie verklärt, als schwebte eine Glorie um sein graues Haupt. Auch der Fürst war von der gewaltigen Rede des Mannes einen Augenblick erschüttert.

Ihr seid ein Ehrenmann, rief er bewegt, und darum thut ihr mir leid. Euer Widerstand wird nutzlos sein und ihr bereitet euch dadurch nur Unheil und Mißgeschick.

Wir stehen Alle in Gottes Hand, entgegnete Herr Rhode fromm, und nun, Herr Fürst, laßt mich scheiden, und zürnet mir nicht, daß ich euch in dieser Sache nicht zu Willen sein kann.

Geht mit Gott, sagte der Fürst und reichte dem Schöppenmeister achtungsvoll die Hand.

Der Statthalter blieb voll Bewunderung für den

wackeren Mann zurück. — Nur wenig Augenblicke waren ihm gestattet, den edleren Gefühlen seines Herzens nachzuhängen, da klopfte es leise an der Thür, und herein trat der Geheimrath von Brandt, der die eigentliche leitende Hand der Regierung war.

In Frankreich und an dem Hofe Ludwig des Vierzehnten hatte sich eine politische Schule gebildet, welche nach und nach sich über ganz Europa verbreitete. Die Diplomatie der früheren Zeit hatte eine andere Richtung und Gestalt angenommen. Die gewöhnlichen Gesetze der Gerechtigkeit und Moral, welche in dem Verkehr der Einzelnen als Richtschnur galten, wurden bei dem Verhältnisse der Staaten zu einander für überflüssig, selbst für lächerlich erklärt. Der Erste, der diese moderne Ansicht aufstellte und zu einem förmlichen System erhob, war der oft verschrieene und stets verkannte Macchiavell. Dieser außerordentliche Staatsmann faßte nur, wie immer das Genie, die ganze Richtung seiner Zeit am klarsten auf, und legte dieselbe in seinem oft genannten Buche: „Den Fürsten,“ nieder. Ihn für seine Lehren verantwortlich machen, heißt dem Einzelnen alle Laster und Gebrechen einer Generation aufbürden. Nicht Macchiavell war der Schöpfer dieser Politik,

sondern nur der treue Berichterstatter, der große objektive Geist, der mit scharfer Beobachtungsgabe die Gegenwart erfaßte und aufzeichnete. In Spanien, unter dem katholischen Ferdinand geboren, hatte diese Richtung in Italien bei den dortigen verwirrten Verhältnissen die günstigste Aufnahme gefunden. Cäsar Borgia und sein Vater waren Meister dieser schwarzen Kunst. Durch Katharina von Medizis wurde die Lehre nach Frankreich übertragen und wucherte in dem fruchtbaren Boden eines verderbten Hofes, bis sie tausendfältige Früchte trug. Ihren Höhepunkt erreichte sie unter Richelieu und Mazarin. Aber erst Ludwig der Vierzehnte vermochte sie, nachdem durch ihre Hülfe alle inneren Feinde bezwungen waren, auch auf die äußeren Beziehungen zu der übrigen europäischen Welt zu übertragen. Ihr Angelpunkt und Schiboleth war die Souveränität, das heißt die absolute Macht des Fürsten. Zu diesem Zwecke mußte durch Gewalt und List die Widerstandskraft, welche in den alten Feudalverhältnissen lag, gebrochen werden. Der Adel wurde gedemüthigt, die Privilegien und Vorrechte der Stände nach und nach beseitigt.

Die dadurch wachsende Macht der Fürsten ver-

lieh den Höfen einen vorher nie gekannten Nimbus. In die unmittelbare Nähe des Regenten drängten sich die edelsten und bedeutendsten Menschen der Zeit. Statt Vasallen sehen wir nur noch Diener der Fürsten. Der Hof wurde der Mittelpunkt des nationalen Lebens, der Quell aller Gnaden- und Gunstbezeugungen. Wer ein Amt wollte, eine Beförderung verlangte, eilte nach der Residenz, und verkaufte die Unabhängigkeit seiner Ueberzeugung, die Treue seiner Gesinnung um den höchsten Preis.

Die edlen Männer wurden immer seltener, welche ihr Leben dem Wohle des Volkes und des Vaterlandes weihten. An die Stelle eines großen Patriotismus, war ein kleinlicher Götzendienst mit der Person des Fürsten getreten. Seinen Willen unbedingt zu erfüllen, galt für das höchste Verdienst. So entstand jene Klasse der willfährigen Beamten, welche ihre Besoldung aus der Schatzkammer der Herrschenden erhielten und deren Interesse Hand in Hand mit der Ausbreitung der fürstlichen Macht ging. Meist waren es heruntergekommene Adlige, welche sich zu willfährigen Werkzeugen des Hofes hergaben, aber auch einzelne Männer aus dem Bürgerstande wußten sich durch ihr Talent und ihren

Fleiß eine derartige Stellung zu verschaffen. Ihr ganzes Leben gehörte nun dem Herrn, der sie besoldete, beförderte und von dessen Gunst und Launen ihre ganze Existenz abhing. Unter diesen Bedingungen und Verhältnissen mußte sich früher oder später eine Demoralisation der ganzen Klasse bemächtigen. Die bessere Einsicht mußte schweigen, das Gefühl für Recht und Billigkeit konnte nicht aufkommen und keine höhere Ueberzeugung gelten.

Ein solcher Mann war Herr von Brandt, der sich allmälig zu dem Amte eines kurfürstlichen Geheimraths emporgeschwungen und im reichsten Maaße das Vertrauen seines Herrn besaß, der ihn schon mehrfach zu bedeutenden diplomatischen Sendungen verwendet hatte. Jetzt war er dem Fürsten Radziwill beigegeben, um diesen in seiner schwierigen Mission zu unterstützen. Bald hatte sich Herr von Brandt durch Talent und Konsequenz einen unbedingten Einfluß bei dem Statthalter zu verschaffen gewußt und sich zum eigentlichen Leiter der Regierung erhoben.

Auch in diesem Augenblicke verlangte der Fürst-Statthalter von seinem Rathe die Entscheidung in dieser hochwichtigen Angelegenheit. Er erzählte dem

Herrn von Brandt sein Zwiegespräch mit dem unbeugsamen Schöppenmeister.

Dem Manne ist nicht beizukommen, schloß der Fürst.

Doch, Ew. Durchlaucht, entgegnete der gewandte Geschäftsmann. Es giebt hier zwei Wege: Ueberredung oder Gewalt. Eine bestimmte Partei muß ergriffen werden.

Ich habe Alles versucht, und bin an diesem starren Willen gescheitert.

Dann muß man zur Gewalt schreiten. —

Um Gottes Willen bedenkt, was daraus entstehen kann. Die Bürger sind ohnehin schon aufsäßig, legen wir Hand an ihren Abgott, dann haben wir einen allgemeinen Aufstand zu befürchten, und dann werde ich nimmermehr meine Hand zu einem schlechten Streiche bieten.

Gut denn, dann wollen wir mit Milde verfahren. — Wir bieten ihm eine bedeutende Stelle, Geld, Ansehen, selbst ein Adelsdiplom.

Und ihr glaubt wirklich, daß er einwilligen wird?

Er ist ein Mensch, und vielleicht birgt die schlichte Außenseite, dieser zur Schau getragene Patriotismus einen unbegränzten Ehrgeiz. Es kommt doch nur auf einen Versuch an.

In Gottes Namen denn, sagte der schwache Fürst. Begebt euch sogleich zu ihm, und bietet ihm, so viel ihr immer wollt.

Mit diesen Worten entfernte sich der Statthalter, innerlich froh, dieses mißliche Geschäft, das seiner besseren Ueberzeugung widersprach, einem Andern aufgeladen zu haben.

X.

Herr von Brandt war keineswegs ein Mann, der einen ihm gewordenen Auftrag aufzuschieben pflegte. Er besaß einen rastlosen Fleiß, eine unermüdliche Thätigkeit. Eben darin lag das Geheimniß seines Einflusses auf den Fürsten. Durch diese Gaben hatte er sich unentbehrlich zu machen verstanden.

Kaum waren vierundzwanzig Stunden verflossen, als er sich in die Wohnung des Schöppenmeisters verfügte, der nicht wenig über den unerwarteten Besuch sich erstaunt bezeigte.

Verzeiht, begann der gewandte Mann, daß ich euch heimsuche, aber Noth kennt kein Gebot.

Ihr seid willkommen, entgegnete Herr Rhode, indem er höflich einen Stuhl für den Gast herbeirückte.

Dieser lehnte sich behaglich in den weiten Polstersessel.

Mein Kommen, fuhr er ohne Zaudern fort, scheint euch überrascht zu haben. Ihr seid nicht mein Freund und könnt es auch nicht sein, da wir auf verschiedenen Seiten stehen. Ich diene meinem Herrn, dem Kurfürsten, während ihr eure Thätigkeit, wie es eure Stellung mitbringt, der Bürgerschaft zuwendet. Wer ein Amt hat, der warte sein, und wer so thut, thut immer Recht.

Dieser Anstrich von Offenheit, welchen Herr von Brandt seiner Eingangsrede zu verleihen wußte, verfehlte auch auf den würdigen Schöppenmeister nicht die günstige Wirkung, welche der schlaue Geheimrath zu erzielen wünschte. Die strengen Züge, welche Rhodes Gesicht bisher gezeigt, verzogen sich ein wenig, und machten einem freundlicheren Ausdruck Platz. Mit Theilnahme betrachtete er seinen Gast. Wie es Ehrenmännern oft zu geschehen pflegt, war auch der Schöppenmeister leicht zu gewinnen, weil er, selbst fremd der List, auch bei den Andern keine Faschheit voraussetzte. Wenn auch ein Mißtrauen noch immer gegen den Geheimrath in seinem Herzen sich regte, so suchte er fast gewaltsam diese ungünstige Stimmung zu unterdrücken.

Er glaubte dem Gaste eine Ehre erweisen zu

müssen, und deshalb rief er seine Hausfrau und bestellte den Ehrentrunk, der in jener Zeit keinem angenehmen Besuche vorenthalten werden durfte.

Nachdem der Wirth zum Trinken den Geheimrath aufgefordert, ergriff dieser den gewichtigen Becher, und sprach mit feierlicher Miene: Laßt mich zuvor einen Spruch thun, ehe ich euren duftigen Rheinwein koste: Friede mehrt, Unfriede verzehrt. Auf einen gedeihlichen Frieden!

Da stimme ich von Herzen ein, betheuerte Herr Rhode, und leerte zur Bekräftigung seinen Becher bis zum Grunde.

Mich freut's, daß ich euch in solcher Stimmung finde, fuhr der Geheimrath zuversichtlich fort, ihr werdet um so mehr meinen Worten Gehör schenken. Diesmal komme ich zu euch nicht in politischen Geschäften, nicht in Angelegenheiten des Kurfürsten, meines Herrn, sondern um eures Sohnes Willen, der, wie ihr wißt, seit Monden schon mein Haus besucht.

Die Stirn des Schöppenmeisters verfinsterte sich bei diesen Worten, wenn auch nur auf einen Augenblick.

Dem scharfen Auge des Geheimraths war der Eindruck nicht entgangen, den seine Worte hervor=

brachten, nichtsdestoweniger blieb er bei dem angeregten Punkte stehen.

Euer Sohn gefällt mir gar wohl; er ist ein wackerer Jüngling, mit großen Anlagen von der Natur ausgestattet. Ich habe ihn hinlänglich kennen gelernt, und oftmals wünschte ich mir einen Nachfolger und Gehülfen in meinem Amte, der ihm gliche. Gott hat mir einen Sohn versagt, dagegen gab er mir eine Tochter, die ich mehr liebe, als Alles auf der Welt.

Ein schönes Fräulein, bemerkte der Schöppenmeister aus Höflichkeit.

Ihr habt Recht. Die Natur hat meine Doris mit großen körperlichen Reizen ausgestattet, aber das ist der geringste Vorzug, der an ihr zu preisen; Sie besitzt einen hellen, klaren Verstand, ein großes Wissen, wie es nur selten bei Frauen gefunden wird. Ueberdies hat sie von mütterlicher Seite ein bedeutendes Vermögen, als dessen Verwalter ich mich nur bisher betrachtete —

Ich verstehe, murmelte der Schöppenmeister, der nun erst zu ahnen begann, worauf das Gespräch seines Gastes hinzielte.

Der Geheimrath hatte eine Pause in seinen

Worten eintreten lassen, als erwarte er von Seiten seines Wirthes eine Antwort, welche ihm das Mißliche seiner Aufgabe erleichtert hätte. In den Zügen des Schöppenmeisters zeigte sich aber keine Spur von entgegenkommender Freundlichkeit. Beide Männer saßen einander fast verlegen und befangen gegenüber, selbst der gewandte Hofmann hatte, dieser starren, unbeweglichen Festigkeit gegenüber, seine sonstige Gewandtheit und Geistesgegenwart verloren.

Unmuthig biß sich Herr von Brandt auf die Lippen und hob von Neuem an: Wie es scheint, wollt ihr mich nicht verstehen, ich muß darum mit euch, dem Vater, reden. Euer Sohn besucht, wie gesagt, seit längerer Zeit mein Haus. Wie es scheint, hat er eine Neigung zu meiner Tochter gefaßt, die, wie ich glauben darf, von ihrer Seite erwiedert wird. Ich habe gegen diese Verbindung nichts, im Gegentheil wünsche ich dieselbe, da der junge Mann von allen Bewerbern meiner Tochter mir am besten gefällt. Ich gebe von Herzen meine Zustimmung zu diesem Bunde, und knüpfe nur eine einzige Bedingung an meine Einwilligung —

So laßt denn hören, sagte der Schöppenmeister gespannt. Das Glück meines Kindes liegt mir, bei

Gott, am Herzen. Ich weiß, daß mein Oswald eure Doris liebt. Ich liebe mein Kind, so wie ihr das eurige, und will sein Glück, wenn es sein muß, selbst mit den schwersten Opfern erkaufen.

Ich finde euch, wie ich sehe, in der besten Stimmung. Glaubt nur, daß ich nichts Unbilliges von euch verlangen werde. Geld und Gut fordern wir nicht, da Doris selbst eine reiche Ausstattung euch zubringt.

Nun, was wollt ihr denn? —

Eure Freundschaft für mich und Nachgiebigkeit für die Wünsche meines Herrn. Euer Einfluß auf die Städte ist bedeutend. Fügt ihr euch und erkennt die Souveränität des Kurfürsten an, so folgt bald ohne Widerspruch das ganze Land. Für diesen Fall bin ich ermächtigt, außer dieser vortheilhaften Verbindung, euch eine Stelle als Geheimrath noch anzubieten.

Bis hierher hatte der Schöppenmeister mit ruhigem Lächeln die Vorschläge des Herrn von Brandt mitangehört, als derselbe aber fortfuhr in ihn zu dringen, und ihm Anträge von Seiten des Kurfürsten machte, welche jeden andern, als diesen starren Bürger, verleitet hätten, da richtete sich Herr Rhode

plötzlich von seinem Sitze auf und stand mit zornglühendem Angesicht vor dem erstaunten Geheimrath.

Geht, geht, sagte er mit lauter Stimme, ihr seid ein böser Schalk. Wie der Versucher tretet ihr her vor mich, und zeigt mir alle Herrlichkeit der Welt und wollt, daß ich dafür niederfalle und den Kurfürsten anbete. Wie unser Herr und Heiland rufe ich: Hebe dich hinweg, apage! Zuerst födert ihr mich mit der Liebe, so jeder rechtschaffene Vater zu seinen Kindern haben muß; aber sollte auch mein Oswald dran zu Grunde gehn, nimmermehr will ich sein Glück auf Kosten meiner Ehre erkaufen.

Herr Schöppenmeister, bedenkt, was ihr thut! mahnte der Geheimrath.

Habe bereits Alles bedacht. — Aber Eins muß ich euch noch sagen, was euch selbst betrifft, Herr Rath. Meßt nicht alle Welt nach eurer Elle. Glaubt nur, daß es noch Männer giebt, denen Pflicht und Ehre keine leeren Namen sind. Nicht für alle Schätze der Welt wollte ich meinen guten Ruf dahingeben und das Vertrauen, so die Bürgerschaft in mich gesetzt, durch Verrath und Abfall täuschen. Sagt dem Herrn Kurfürsten meinen Dank für sein Amt und seinen Titel. Ich will bleiben, was ich bin,

der Hieronymus Rhode, Schöppenmeister von Königsberg.

Im zornigen Eifer hatte der Redner seine Stimme immer mehr und mehr erhoben, so daß die Seinigen, welche im Nebenzimmer verweilten, Furcht und Besorgniß hegten. Besonders war Oswald, der von dem Besuche Nachricht erhalten hatte, voll Ungeduld über den Ausgang des langwährenden Gespräches.

Es muß etwas Wichtiges sein, was sie verhandeln, zischelte Frau Elsbeth.

O, wenn der Vater nachgeben wollte, bemerkte der Sohn, voll ängstlicher Spannung.

Da kennst du ihn nicht. Was er einmal für Recht erkannt, daran hält er fest, wie am Evangelium.

Wie mir deucht, redet er noch lauter, als zuvor, sagte Oswald nach einer erwartungsvollen Pause; er scheint zornig.

O, er wird uns noch Alle durch seine Heftigkeit verderben, seufzte die besorgte Mutter, indem sie den Sohn mit bekümmerten Blicken anschaute.

Dieser ging hastig in dem kleinen Vorzimmer auf und nieder. In seinen bleichen Mienen drückte sich Furcht und Besorgniß aus. Die holde Katha-

rina hatte seine Hand ergriffen: Ruhig, ruhig, sagte sie, und vergiß nicht, daß es der Vater ist.

In diesem Augenblicke wurde die Thür des Gemaches aufgerissen und mit hastiger Bewegung trat der Geheimrath hervor, gefolgt von dem Schöppenmeister.

In dem Gesichte des Herrn von Brandt verrieth sich trotz der großen Selbstbeherrschung, die er über jede Bewegung mit der Zeit sich zu eigen gemacht, ein hoher Grad von Aufregung und Unzufriedenheit. Zwar trug er das ewig sich gleich bleibende Lächeln auch heut zur Schau, aber seine Lippen waren dabei so krampfhaft verzerrt, daß man sich unheimlicher Gedanken kaum bei diesem Anblick erwehren konnte. Dazu blitzen die kleinen, stechenden Augen unter den buschigen Augenbrauen vor unterdrücktem Zorn.

O bemüht euch nicht weiter, sagte er mit erheuchelter Freundlichkeit zu seinem Wirthe, der ihn bis an die Thür geleitete. Der Schöppenmeister war im Gesichte ordentlich blutroth geworden, und konnte den kochenden Ingrimm kaum bemeistern. Sogleich, als Herr von Brandt hinweggegangen, wandte sich

Herr Rhode an seinen Sohn: Komm, ich habe mit dir zu sprechen. —

Oswald gehorchte und folgte dem Vater in das Gemach.

XI.

Als der Schöppenmeister sich mit seinem Sohne allein sah, vermochte er doch nicht alsogleich das Gespräch zu beginnen. Mit heftigen Schritten durchmaß er das Zimmer. Zuweilen blieb er stehn und sprach mit sich selber. Oswald wagte nicht den Vater anzureden, sondern begnügte sich, mit Verwunderung sein seltsames Gebahren anzusehn. Augenscheinlich befand sich Herr Rhode noch in einem Zustande heftiger Aufregung. Zwar suchte er des Sturmes in seinem Innern Meister zu werden, aber es gelang ihm nicht.

Auf- und abschreitend murmelte er vor sich: Mir einen solchen Vorschlag zu machen! — Welche Kühnheit! — Nimmermehr! — Nur Gimpel lassen sich durch solchen Köder fangen.

Oswald beobachtete noch immer ein tiefes, ehrfurchtsvolles Stillschweigen. Plötzlich schien der

Schöppenmeister aus seiner Selbstvergessenheit zu erwachen und blieb vor dem Sohne stehn, den er halb zornig, halb mitleidig betrachtete.

Tritt näher, sagte er zu ihm; Oswald, sei heute wahr und offen gegen mich!

Habe ich dich je belogen? fragte der Jüngling mit schmerzlichem Tone.

Antworte mir: Liebst du Doris von Brandt?

O mein Vater, du weißt es längst, daß ich das holde Mädchen anbete, daß ich keinen größeren Wunsch habe, als ihr für immer anzugehören.

Das kann nicht sein, es ist unmöglich!

Vater, Vater! du zertrümmerst mein Glück mit einem Schlage. Ich kann nicht von ihr lassen.

Du mußt; dir bleibt keine andere Wahl. Soll ich um deinetwillen zum Verräther an meinem Lande werden?

Ich verstehe dich nicht.

So eben hat mich der Geheimrath verlassen. Er hat die Hand seiner Tochter mir für dich angetragen.

Du hast ihn doch nicht gänzlich zurückgewiesen? fragte der Jüngling mit ängstlicher Spannung.

Ich that es, weil er für diese Verbindung einen Preis forderte, den ich nimmermehr bewilligen durfte.

Und der ist? —

Förmlicher Verrath am Vaterlande und die Anerkennung der Kurfürstlichen Souveränität. Unter dieser Bedingung soll ich zum Geheimrath erhoben, und du der Schwiegersohn des Herrn von Brandt werden. Ich habe die Gnade verschmäht.

O mein Vater! rief der Jüngling, erbleichend.

Oswald, sieh, ich liebe dich. Ich habe dich bisher deinen eigenen Weg gehen lassen. Ich vertraute der angeborenen Unverdorbenheit deines Herzens. Du wirst meine Zuversicht nicht zu Schanden machen wollen. — Du bist mein einziger Sohn und meine Seele hängt an dir, aber wenn du dalägest, was Gott verhüten möge, sterbend, mit dem Tode ringend, und ein Arzt sicherte mir deine Rettung unter solch schmählicher Bedingung zu, ich könnte nicht anders handeln, als in diesem Augenblick. — Oder sollte ich mich in dir getäuscht haben?

O wenn du mich nur hören wolltest, flehte Oswald, durch die herzlichen Worte des Vaters ermuthigt.

Rede! — Ich will dich ruhig anhören, obgleich ich gefaßt bin, daß die Leidenschaft deinen sonst so klaren Sinn verblendet.

Vater, wenn du dich täuschen solltest; du bist nur ein Mensch, und jeder Mensch kann sich irren. Vielleicht hat der Kurfürst Recht und fordert nur von dir und den Ständen, was ihm zukommt.

Oswald war, als er so gesprochen, über seine eigne Kühnheit sehr erschrocken. Mit Gewißheit erwartete er einen heftigen Zornausbruch von Seiten des Schöppenmeisters, aber wider Vermuthen blieb derselbe ruhig. Nur sein blaues Auge blickte ernst und strafend auf den Sohn.

Oswald, ich beklage dich, entgegnete er fest, doch mild. Die Liebe hat dich blind gemacht, sonst würdest du Recht von Unrecht klar zu unterscheiden wissen. Unsere Privilegien rühren seit ewigen Zeiten her. Sie sind verbrieft und beschworen von den Hochmeistern, die unsere Vorfahren zur Anerkennung zwangen. Sie sind bestätigt von den Königen Polens, und der Kurfürst kann nimmermehr uns das rauben, was seit Jahrhunderten unser Besitzthum, unser höchstes Gut gewesen. Durch den Welauer Vertrag ist er zwar unser Herr geworden, aber daraus folgt noch nicht, daß er unumschränkt regieren und das Land willkürlich belasten darf.

Sollte es nicht besser sein, einem starken Herrn

zu gehorchen, der uns besser schützen wird als Polen, das durch innere Zwietracht zerrissen wird.

Oswald, du bist gegen unsern bisherigen Herrn höchst ungerecht. Unter Polens Schutz hat sich Preußen erhoben. Unser Handel blühte, die Städte wurden mächtig, weil unsere Privilegien geachtet waren.

Der Kurfürst ist ein gerechter Herr, der keinem Stand den Vorzug giebt.

Ei ja wohl, spottete der Schöppenmeister, Keiner darf sich seiner Schonung rühmen. Er besteuert Alle auf gleiche Weise, und seine Hand greift so tief in den Säckel des Bürgers, als in die Truhe des Edelmanns.

Die Souveränität, welche er einführen will, hat Frankreich groß und stark gemacht.

O, unendlich groß! Das ganze Land ist eine Domäne des Königs geworden und das Volk eine Heerde, die der Hirt scheert, wann es ihm beliebt. Man gestattet dem Kaufmann Handel und Wandel und schützt ihn darin, damit er sich, wie ein Schwamm, vollsauge. Aber die Feuchtigkeit wird ihm entpreßt, so der König dürstet, und Ludwig dürstet immerdar. Der Schweiß des Landmanns, die Arbeit des Hand-

werkers wird besteuert, und fließt in die Schatzkammer des Fürsten, der seine ungerechten Kriege mit dem erpreßten Gelde und dem Blute seiner Unterthanen führt. Ehrgeiz und Vergrößerungssucht des Einzelnen verschlingen und vernichten den Wohlstand des Landes. Das Beispiel ist verlockend. So will der Kurfürst auch in seinem Lande herrschen.

Wer will ihn daran hindern?

Ich! sagte der Schöppenmeister, und richtete sich bei diesen Worten hoch empor. Seine Gestalt schien zu wachsen, seine Augen leuchteten von Muth und Entschlossenheit. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen auf sein würdig Haupt. Er glich in diesem Augenblick einem ehernen Standbilde, das fest und unverrückbar auf seinem unerschütterlichen Postamente steht. Unwillkürlich wurde Oswald von erfurchtsvollem Schauer für seinen Vater erfüllt. Der ehemalige Schüler der Albertina mußte an die alten Senatoren Roms, an einen Brutus, einen Regulus denken.

Voll Besorgniß rief er aus: O Vater, was vermag der Einzelne gegen die Gewalt?

Viel, wenn auch nicht Alles, — entgegnete der würdige Schöppenmeister. In der Schlacht kann

der Muth eines Einzigen den Ausschlag geben, die Zagenden ermuthigen und die Fliehenden zum Stehen bringen. — Ein solches Beispiel will ich in diesem Kampfe geben. Auch bin ich nicht allein. Um mich schaaren sich die Besten und Edelsten des Landes. Wir streiten für unser Recht, und selbst wenn wir unterliegen sollten, so sterben wir mit dem freudigen Bewußtsein, unserer Pflicht genügt zu haben. Oswald, willst du, von einer thörichten Leidenschaft verführt, dich deinem Vater gegenüberstellen? kannst du, um eines Mädchens Willen, dein Land verrathen und mit den Feinden gemeinschaftliche Sache machen? O, mein Sohn, kannst du mich, kannst du das gute Recht Preußens verlassen?

Noch nie hatte der Schöppenmeister in diesem Tone gesprochen. Väterliches Gefühl und erhabene Vaterlandsliebe strömte aus seinen Worten. Oswald wurde tief ergriffen. Wohl tauchte in seinem Herzen das Bild der schönen Doris mit allen ihren Reizen auf und versuchte ihn mit unwiderstehlicher Gewalt, aber der schwankende Jüngling wurde von der Begeisterung des Vaters fortgerissen.

Oswald, kannst du mich verlassen? fragte der Schöppenmeister von Neuem und breitete seine Arme

aus. Da stürzte sich der Jüngling an die Brust des Vaters und ein heißer Thränenstrom drängte sich unter den langen Wimpern vor. Erst nur einzelne Tropfen, dann immer stärker und heftiger. Auch die Augen des Herrn Rhode wurden feucht, was nur selten zu geschehen pflegte. Er hatte seine Hände segnend auf das Haupt des Sohns gelegt. Seine Lippen flüsterten nur: Er ist mir heut zum zweiten Male geboren.

XII.

Wie es so oft zu geschehen pflegt, war auf die Begeisterung, welche Oswald zu der Partei des Vaters zurückgeführt, eine Art von Erschlaffung und stiller Melancholie gefolgt. Wir können wohl in einzelnen Momenten unseres Lebens uns zu einer nie geahnten Höhe aufschwingen, aber unsere geistige Organisation gestattet eben so wenig, als unsere leibliche, einen dauernden Aufenthalt in jenen erhabenen Regionen. Wir vermögen nicht die reine Luft zu athmen, wir bedürfen eines gewissen irdischen Drucks zu unserer Existenz und gezwungen steigen wir von den ätherischen Höhen in das dumpfe Thal zu der flachen Ebene des täglichen Daseins und des gewöhnlichen Lebens wieder herab.

Dieses Loos der schwachen Sterblichen ward auch Oswald's Theil. Er hatte zwar seine Liebe dem Vater geopfert. Getreu seinem Versprechen, vermied

er es, mit Doris zusammenzutreffen, aber er vermochte nicht, ihr Bildniß aus der Seele zu verbannen. Tagelang irrte er trübsinnig umher.

Der Schöppenmeister, welcher das menschliche Herz kannte, unterließ es, durch Zureden den Kummer des Sohnes zu zerstreuen. Er suchte nur durch allerlei Arbeiten, die er ihm aufgab, seinen Gedanken nach und nach eine andere Richtung zu geben. Zu diesem Behufe weihte er ihn in die Geschäfte seines Amtes ein, und ließ ihn einen Blick in die Angelegenheiten des Landes thun. Er machte ihn mit den alten Urkunden und Privilegien der Stadt bekannt und bestrebte sich, in Oswald ein höheres Interesse für die Geschichte der ständischen Freiheiten zu erwecken.

Auf diesem Wege gelang es ihm zum Theil, Oswald von seiner Leidenschaft abzuziehn und durch angemessene Beschäftigung seinem Geiste eine andere Richtung zu geben. Das alte Vertrauen zwischen Vater und Sohn schien zurückgekehrt, und der lang vermißte Frieden herrschte in dem Hause des Schöppenmeisters.

Am stillen Abende, den sonst Oswald meist außer dem Hause und zwar in der Gesellschaft der schönen

Doris zugebracht, versammelte sich jetzt die Familie des Schöppenmeisters um den braunen Ofen, der eine angenehme Wärme verbreitete. Auch Mathis Rosemann, Katharinens Verlobter, fehlte dann nicht; aber, war es angeborene Scheu, war es zarte Schonung und Rücksicht, die dem Frauengemüthe eigen, in Gegenwart des Bruders gestattete das liebliche Mädchen dem Bräutigam noch minder irgend eine Freiheit, die der verliebte Mathis mit Recht fordern zu können glaubte. Gewiß wollte sie nicht durch den Anblick des eigenen Glückes trübe Erinnerungen in der Seele des armen Bruders wecken.

In solch traulichen Stunden wurde auch der Schöppenmeister ein anderer, als gewöhnlich. Er vergaß seines Amtes Beschwerden und ruhte von den Sorgen in dem Schooße der Seinigen. Hier legte er den Ernst in seinen Zügen ab. Oft gefiel er sich, mit Katharina und Mathis zu scherzen, denen er den Zwang ansah, den sie sich in Gesellschaft des Bruders auflegten und wofür er ihnen von Herzen Dank wußte. Am liebsten aber unterhielt er sich von den alten Zeiten und der Geschichte seines Landes, in der er genau bewandert war. Da erzählte er von

den alten Preußen und ihren Kämpfen mit den deutschen Rittern *).

Durch Konrad von Masovien, so berichtete er an einem jener Abende, wurde der Orden, auf Anrathen des Bischofs Christian, herbeigerufen. Da kamen die armen Ritter im weißen Kleide und dem rothen Schwerte mit dem Stern darauf. Herzog Konrad verlieh dem Orden zum einstweiligen Unterhalt ein Gut in Kujavien, ließ die Burg Dobrin an der Grenze Masoviens bauen und verhieß ihnen die Hälfte aller Eroberungen in Preußen. Allzulang dauerte es nicht und die Ritter besiegten die heidnischen Preußen und unterwarfen sich das Land. Ein geistlicher Staat war plötzlich emporgewachsen, wie seines Gleichen nie zuvor gesehn. Durch Tapferkeit und Muth hatte der Orden über all seine Feinde obgesiegt. Als er aber auf dem Gipfelpunkte seiner Macht stand, da ließ die strenge Zucht und Ordnung nach. Das schwarze Kreuz auf dem weißen Mantel, welchen der junge Ritter mit dehmüthigem Kusse aus der Hand des Priesters empfing, vermochte nicht, auf die Dauer jede sinnliche Regung, alle Keime mensch-

*) Stenzel und andere, Geschichte Preußens.

licher Leidenschaften zu ersticken. Nur spärliche Kost, ein schlechtes Gewand, ein harter Strohsack nebst wollener Decke zum Lager waren den Rittern vorgeschrieben, aber längst war der alte strenge Geist gewichen und hatte einer lockeren Richtung Platz gemacht. Die Komthure und Ritter lebten in Schwelgerei und Ueberfluß. Ihre Burgen waren prächtig ausgestattet mit Brüsseler Teppichen und schwellenden Lotterbetten. Ihre Keller bargen die mächtigen Fuder edlen Rheinweins und die geweihten Mauern überschritt zu jeder Stunde der Fuß leichtsinniger Frauen, welche bisher von der heiligen Schwelle streng verbannt gewesen. Dieser innere Verfall des Ordens, das Verschwinden des Heiligenscheins, der ihn lange umgab, wirkte nachtheilig auf seine Macht über die Bewohner Preußens.

Der Adel und die Städte des Landes waren unterdeß in den Friedenszeiten mächtig emporgekommen. Wenn auch nicht als Landstände mit Stimmberechtigung anerkannt, hatten Beide eine bedeutsame Stellung eingenommen, ja sie wagten es sogar, dem Hochmeister die Entrichtung einer Abgabe zu verweigern. Sie waren hierin nicht dem Zwange, sondern nur den Bitten des damaligen Gebieters, des

sanftmüthigen Konrad von Jungningen, sich noch drei Jahre der Last zu unterziehn, gewichen. Der landsäßige Adel fing sich auch an als eine besondere Körperschaft, ähnlich den Gilden und Zünften der Städte, zu betrachten, zuweilen wurde er bereits in dringenden Verhältnissen zur Mitbürgschaft für die Verträge des Ordens aufgefordert, jedenfalls aber war er für die Landesangelegenheiten, da er aus seiner Mitte Richter, Schöppen und Beisitzer des Landtags stellte, von hoher Bedeutsamkeit. Der Orden gab endlich seine Zustimmung, daß sich aus der Mitte des Landadels ein Verein, der Eidechsenbund, bildete, zu dem Zwecke, jedem Mitgliede mit Leib und Gut in allen nothhaften und ehrlichen Sachen ohne Falschheit und Verrath und Arglist gegen Jedermann, mit Ausnahme der Landesherrschaft, treu und ehrlich beizustehn. Bald schlossen sich auch dem Bunde die Städte an und derselbe wuchs täglich mehr an Macht und Ansehn. — Unterdeß war der Orden mit dem Könige Wladislaw von Polen in Streit gerathen. Mit ihm verband sich Jagello und Witold, welchem das Großfürstenthum Lithauen abgetreten war. An den Ufern der Drewenz bei Tanneberg trafen die feindlichen Heere

aufeinander. Furchtbar wüthete die Schlacht; die Tartaren, die Lithauer und selbst die Polen wichen nach hartem Kampfe. Schon ließen die Ritter ihre Siegeshymnen schallen. — Jagello hatte, anfangs von Angst niedergedrückt, in der Ferne geweilt, jetzt kam er vergebens mit seinen Leibschaaren herbei. Die Anwesenheit des Fürsten konnte, da er selbst verzagte, den sinkenden Muth seiner Treuen nicht beleben. Doch anders Witold. Er, welcher mit unermüdlichem Eifer sich den Sorgen des Oberfeldherrn unterzog, führte in diesem verhängnißvollen Augenblicke die noch frischen Söldner ins Gefecht. Da wendete sich das Geschick des Tages, selbst die geschlagenen Polen und Lithauer sammelten sich wieder und drangen mit erneutem Muthe vor. Bald wandte sich die Bedrängniß auf die Seite des Ordens. Der Hochmeister hatte alle seine Truppen, der schnellen Entscheidung wegen, ins Gefecht geführt; obgleich Sieger, waren sie in dem hartnäckigen Kampfe ermattet und mußten es jetzt mit frischen Truppen aufnehmen. Feiger Verrath vollendete nun das Verderben, und so wendete sich der Sieg auf die Seite des Königs.

Nach und nach sanken die tapfersten Ritter und

Gebietiger in dem ungleichen Kampfe; den Ausschlag gab der Fall des Ordensmeisters selbst. Aufgelöst und zersprengt flohen die Schaaren, welche das Blutbad noch überlebt hatten, und die Streitmacht des stolzen Ordens war vernichtet. Fast alle Städte und festen Plätze ergaben sich dem Sieger, nur die Ordensburgen Schlochau, Schwez, Danzig, Rheden, Balza und Brandenburg leisteten muthig Widerstand. Am stärksten wurde aber der Hauptsitz des Ordens, Marienburg, von dem Könige berannt, aber der hochherzige Komthur Heinrich Graf von Plauen vertheidigte das Schloß, an dessen Wällen sich die Macht der Sieger brach. Eine verheerende Ruhr begann unter dem Belagerungsheer zu wüthen. Von Ungarn her war König Sigismund in Polen eingedrungen; bei Königsberg stand ein starkes Ordensheer, unter der Führung des Landmarschalls von Lievland, dem täglich die streitbaren Männer des östlichen Landes zuströmten, und starke Söldnerhaufen zogen aus der Neumark gegen Polen heran. Diese unwillkommenen Nachrichten schreckten den König; schnell hob er die Belagerung auf und wich zurück, doch blieben alle Burgen im Kulmer Lande von seinem Volke besetzt.

Der Friede von Thorn gab dem Orden zwar alle Eroberungen wieder; auch Samaiten sollte nach Jagello's und Witold's Tode an ihn zurückfallen, doch die Macht, der Reichthum und der Glanz des Ordens, die Meinung seiner Unüberwindlichkeit war dahin. Die Ordensburgen standen leer und ausgeplündert, beschädigt, ihres Wehrzeugs beraubt; es fehlte an Geld für die Söldner, für die nothwendigsten Bedürfnisse, und dazu forderte der König von Polen hunderttausend Schock böhmische Groschen als Lösegeld für die Gefangenen. In dieser Noth mußte der Hochmeister eine allgemeine Steuer auf das ganze Land legen, die um so drückender auf den Unterthanen lastete, als eine ungewöhnliche Theuerung in diesem Jahre schon die bloße Erhaltung des nackten Lebens erschwerte. Von allen Seiten hörte man gerechte Klagen über den harten Sinn des Oberherrn, und selbst des Ordens Gebietiger stimmten in die gemeinsamen Beschuldigungen über die Willkür, so vorher unerhört gewesen, laut ein, und gingen endlich so weit, daß sie den Hochmeister Heinrich von Plauen förmlich seines Amtes entsetzten. Man beschloß, zur Vermeidung ähnlicher Mißhelligkeiten, der Hochmeister sollte künftig auf seiner

Hofburg, nebst den Ordensbrüdern, zehn Männer aus dem Landesadel, nebst zehn aus den großen Städten Danzig, Elbing, Thorn, Kulm und Königsberg von dem Rathe und den Gemeinen erwählten Abgeordneten zu den Berathungen über das gemeine Wohl, namentlich in Betreff der Steuern und Abgaben, hinzuziehn. Von daher datiren die ständischen Gerechtsame Preußens.

Aber immer von Neuem suchte der Orden diese einmal ertheilten Privilegien und zugestandenen Gerechtsame dem Adel und den Städten zu entziehen. Da faßten Land und Städte in Elbing den Beschluß, in einen Bund wider Gewalt und Unrecht zum Schutz für Leib und Gut zusammenzutreten. Der alte Eidechsenbund wurde wieder in Erinnerung gebracht, und täglich wuchs die Macht und das Ansehn dieses Vereins, welcher der Willkür des Ordens sich entgegenstellte. Es half nichts, daß der Hochmeister, ja selbst der päpstliche Stuhl, ihn als der heiligen Kirche zuwider darzustellen und abzuschaffen suchten; die Mitglieder hielten in eben dem Maße um so fester zusammen, als sich ihre Gegner mehrten. Mit kühnen Muthe erklärte der Sprecher des Bundes, Herr Hans von Zinzenberg: Unser Bund ist von

dem Volke in den Städten mit dem Jawort der Höchsten von Geburt im Lande gesetzt, darum ist unser Bund im Rechte gemacht und ein solches Recht kann man billig vollführen, erhalten und beschirmen. Wir aber dünken uns nicht schlechter zu sein, als die Schweizer Bauern. Vor allen haben wir Ritter ein Recht zu solchem Bunde, denn alle Ritterschaft ist gesetzt um zweierlei: Ungerechtigkeit auszutreiben und Rettung zu vollbringen. Darauf zielt auch unser Bund, darum ist er mit Recht gemacht.

Das ist die Geschichte, schloß nunmehr der Schöppenmeister, unserer Rechte und Privilegien, welche aus der Zeit herdatiren, da sich Adel und Städte zusammenthaten zu einem Bunde, den Eidechsenbund geheißen. — An der Zeit wäre es wohl, das Andenken desselben aufzufrischen. Denn, so wir zusammenhalten und einig sind, können wir dem Teufel selbst Trutz bieten, verschweige dem Herrn Kurfürsten, der noch lange nicht der Teufel ist.

XIII.

Verlassen wir für einige Zeit das Haus des würdigen Schöppenmeisters Hieronymus Rhode zu Königsberg und begeben wir uns auf die Landstraße, welche, mit Schnee bedeckt, vor uns liegt. Wir begegnen daselbst dem unbekannten Reiter, durch dessen Nahen Oswald gerettet ward. Der Fremde hat sich noch tiefer in seinen Mantel eingehüllt und den pelzbesetzten Kragen hoch hinaufgeschlagen. In einiger Entfernung folgt ihm ein alter treuer Diener, der seinen Herrn an den letzten Häusern der Stadt erwartet hatte. Beide Reiter konnten, trotz ihrer Ungeduld, nur langsam vorwärts kommen. Der sternenklare Himmel hatte sich allmälig umzogen. Der Mond blickte immer blasser hinter dem nebligen Gewölke hervor, das ein schriller Wind auf und nieder trieb. Nur ein schwacher Schimmer verrieth noch das glänzende Gestirn der Nacht, bald war

auch der erloschen und dunkle Finsterniß blieb allein zurück. Die Kälte hatte zwar nachgelassen, aber der feuchte Wind drang noch empfindlicher durch Mark und Bein der Reisenden, als der vorangegangene Frost. Der grau umwölkte Himmel löste sich in einen Schneefall auf, wie er in jenen Gegenden nicht selten vorkommt. Plötzlich verdichtete sich die Luft zu einem undurchdringlichen Chaos. Dichte Schneeflocken fielen ohne Aufhör nieder und legten sich schwer und lastend auf die Mäntel der Reisenden. Hier und da erhob sich eine Windwehe, in welche tief der Huf der Pferde niedersank. Die Dunkelheit hatte so sehr zugenommen, daß die Reiter nur wenig Schritte vor sich sehen konnten.

Ich fürchte, begann der Herr nach einer Pause, daß wir vom Wege abgekommen sind. Weißt du, Jakob, wo wir uns befinden?

Wenn ich nicht irre, entgegnete dieser, sind wir nach meiner Berechnung nicht weit vom Haidekrug. Wir müssen bald nach dem Todtenbusche kommen. O Herr, mich graust's.

Narr! wovor? Der Tag ist nicht mehr fern. In drei bis vier Stunden muß die Sonne aufgehn und dann haben wir gewonnen Spiel.

Aber bis dahin? Es ist eine entsetzliche Nacht. Im Todtenbusche soll es nicht geheuer sein. Habt ihr nichts gehört? — Mir klingt es in den Ohren, wie Wolfsgeheul.

Es werden Hunde sein, die ein einsames Gehöft bewachen.

O Herr, um Gotteswillen reiten wir so schnell wir können. Der Braune zittert unter mir. Die Pferde haben immer eine sichere Witterung vor der Gefahr.

Du bist ein Hasenfuß, — wie können wir denn schneller reiten. Ich sehe keinen Schritt vor mich, und überdies treibt der Wind den Schnee mir in's Gesicht.

Gott beschütze uns! Ich glaub', die Bestien haben es auf uns abgesehn. Hört ihr denn nichts?

In der That ließ sich jetzt vernehmlicher, als zuvor, ein Geheul vernehmen, ähnlich dem Geschrei eines aus dem Schlaf geschreckten Kindes, das mit einem heisren Bellen endete.

Wir sind verloren! schrie der Diener, und wagte kaum hinter sich zu sehen.

Sind die Pistolen geladen? fragte ruhig und gefaßt der Reisende.

Sie sind's.

Gut; dann nimm dein Gewehr, und harren wir ruhig dessen, was da kommen mag.

Zitternd gehorchte Jakob, während der Herr aus dem Halfter seine Waffe zog und mit gespanntem Hahn die Ankunft der Wölfe, welche augenscheinlich der Spur der Pferde folgten, erwartete. Deutlich konnte man jetzt das Traben des Rudels vernehmen. Es mochten wohl an sechs Stück sein, welche still und geräuschlos, wie graue Schatten, ihren Weg verfolgten. Trotz der Dunkelheit der Nacht sah man das Funkeln ihrer leuchtenden Augen. Die Pferde, welche die Nähe des Feindes längst gewittert, verriethen ihre Angst durch einen plötzlichen Schauder, der über alle Glieder, selbst dem Reiter bemerklich, niederflog. Die edlen Thiere wurden unruhig, stutzten und spitzten ihre Ohren, dann, ohne die Sporen des Reiters abzuwarten, jagten sie, trotz des ungebahnten Weges, in sausendem Galopp über die Fläche hin. Die Reisenden befanden sich in der Mitte des Todtenbusches. Durch den Wald führte die Straße, von Bäumen und Gestrüpp umgeben. Zwischen den schneebedeckten Stämmen der Tannen und Fichten, welche wie Leichen in weißen Todtengewändern am Wege stan-

den, drückten sich die Bestien, jeden Augenblick bereit, hervorzubrechen. Von Zeit zu Zeit stießen sie ein furchtbares Geheule aus, das schauerlich in dem Walde wiederhallte. Die Mähnen der Pferde sträubten sich vor Angst und Entsetzen, während selbst der muthige Reiter sich eines leisen Schauers nicht erwehren konnte.

Beim Himmel! rief der Reisende, die Sache kann ernster werden, als ich gedacht. Jakob, suche du dich so nahe als möglich zu halten. Wende du deinen Blick nach hinten, ich will sie von der Seite beobachten. Die Bestien pflegen gewöhnlich heimtückisch ihren Angriff im Rücken zu machen. Gott beschütze uns!

Amen! seufzte der Diener, der sich trotz seiner Herzensangst anschickte, die Befehle seines Herrn pünktlich auszuführen. Die Rosse flogen jetzt stillschweigend nebeneinander her, als wagten sie wegen der Nähe des Feindes nicht einmal ein furchtsames Gewieher hervorzustoßen.

Einige Minuten voll ängstlicher Spannung waren indeß vergangen.

Die Bestien schienen ihre Beute mit Aufmerksamkeit zu beobachten, als wollten sie den günstigen

Moment erspähn, um dann hervorzubrechen. Sie hatten sich getheilt und jagten vereinzelt erst in gerader Linie hinter einander her, geführt von einer großen, mächtigen Wölfin, welche den übrigen den Vorsprung abgewonnen und in wilder Hast und Gier die rothe Zunge lechzend aus dem Rachen niehängen ließ. Von Zeit zu Zeit zeigte sie das furchtbare Gebiß und stieß ein klägliches Gebelle aus.

Wieder waren einige Sekunden vorübergegangen. Der Diener zitterte am ganzen Leibe, während ein lauteres Pochen in der Brust des muthigen Reiters ankündigte, daß auch er der Furcht nicht gänzlich unnahbar.

Plötzlich wich die hungrige Meute von der graden Linie ab und machte eine kreisförmige Schwenkung, so daß sie quer vor den Rossen standen. Mit einem jähen, wilden Sprunge stürzte sich die große Wölfin auf das Roß des Reiters, um dasselbe bei der Brust zu fassen. Das edle Thier bäumte sich und stieß ein herzzerreißendes Gewieher aus. Der Moment der Gefahr gab dem Reiter die volle Besinnung wieder. Mit einem schnellen Riß des Zügels warf er das Pferd herum, während die andere Hand noch die gespannte Waffe hielt. Durch diese

plötzliche Bewegung ward der Angriff der Bestie vereitelt und zurückgeworfen. Aber schon im nächsten Augenblick wiederholte sie den ersten Sprung mit erneuerter Gewalt. Dieses Ereigniß hatte der Reiter erwartet, der keinen Augenblick die ruhige Besonnenheit verlor und seinen Feind fortwährend im Auge behielt. Jetzt schien ihm der günstige Zeitpunkt eingetreten, um seine Waffe mit Erfolg abzufeuern. Mit großer Sicherheit und Ruhe hielt er auf das leuchtende Auge des Thieres, dessen funkelnder Glanz ihm zum Zielpunkt diente. Ein leiser Druck mit dem Finger und die große Wölfin stürzte getroffen in den Schnee, den ihr Blut jetzt röthete. Noch im Falle stieß sie ein furchtbares Geheul aus, dann sank sie zuckend nieder und ließ, krampfhaft sich streckend, ihr Leben auf dem Platze.

Das Blitzen des Schusses, der donnerähnliche Knall, der weithin wiederhallte, hatte die übrigen Wölfe erschreckt, welche in gewaltigen Sätzen zur Seite sprangen. Der Weg war wieder frei.

Nun ist es Zeit, schrie der Herr seinem zitternden Diener zu, der vor Angst fast vom Pferde gesunken war. Benutzen wir den Augenblick und reiten wir auf Tod und Leben. Mit diesen Worten

gab der Reiter seinem Rosse zum erstenmal heut die Sporen zu kosten. Wie die Windsbraut jagten die Pferde über den frischgefallenen Schnee, kaum die Spuren ihrer Hufe in die weiße, weiche Decke drückend.

Aus der Ferne tönte ihnen das Geheul der Wölfe nach, welche die gefallene Gefährtin umstanden und erschreckt nicht mehr die Verfolgung ihrer Beute wagten. Immer schwächer klang der heisere Ton in den Ohren der Flüchtigen, welche nach und nach die Eile ihrer edlen Thiere mäßigten.

Gott sei gelobt und gepriesen! rief der Diener, nachdem die Gefahr ihm glücklich überstanden schien, an diese Nacht werd' ich gedenken mein Lebelang. Ich bin dabei schier alle meine Sünden abgekommen.

Laß das Geschwätz und sieh' dich lieber nach einem Kruge um, wo die angegriffenen Thiere rasten können! herrschte der Reiter, indem er seinem Roß den weichen Nacken klopfend streichelte.

Wie ich mich auch anstrenge, ich sehe kein Obdach weit und breit, entgegnete Jakob, der sich im Sattel erhoben hatte, um die Gegend besser überschauen zu können.

Blitzt dort nicht ein Licht durch die Dunkelheit? fragte der Reisende, indem er mit dem Finger nach der Richtung deutete, wo er einen hellen Schimmer gesehn zu haben glaubte.

Auf's neue strengte Jakob seine Sehkraft an. Auch er bemerkte eine Flamme in der Ferne, welche tröstlich ihm entgegenleuchtete.

Es ist gewiß der Haidekrug, dort in jener Gegend muß er liegen, sagte der Diener.

Dann laß uns darauf losreiten, so schnell wir können.

In der That beeilten sich Beide, so schnell als möglich den Haidekrug zu erreichen. Nach den überstandenen Schrecken der Nacht that ihnen, und besonders den Pferden, Ruhe Noth. Die edlen Thiere strengten noch den letzten Rest ihrer Kraft an, um unter Dach und Fach zu kommen. — Aber die Abenteuer der Nacht sollten noch nicht enden. Je näher die Reisenden dem Lichtschimmer zueilten, desto mehr mußten sie zu der Ueberzeugung kommen, daß der erwünschte Haidekrug nicht in jener Richtung, sondern auf ganz entgegengesetzter Seite lag.

Jakob machte zuerst die Bemerkung. Bei Gott,

ein schlimmer Zauberer hat es uns angethan. Das ist eine tolle Nacht. Zuerst fallen die Wehrwölfe über uns —

Narr! entgegnete der Herr, wir hatten genug an den einfachen Wölfen.

Herr, ich weiß, was ich weiß. Es sind Wehrwölfe gewesen. Sie sind geflohn, weil ich das Zeichen des Kreuzes vor ihnen gemacht. Ihr könnt es glauben!

Ich möchte behaupten, daß dies mein Pistolenschuß gethan.

O Herr, lästert nicht. Ich weiß, daß euer Glaube auf schwachen Füßen steht; aber ich bitte euch, geht in euch. Die bösen Geister sind einmal los in dieser Nacht. Wer weiß, in welcher Gestalt sie uns jetzt umschweben und wohin sie uns locken wollen. Dort liegt nimmermehr der Haidekrug. Reiten wir um Gotteswillen nicht dahin!

Und wenn Beelzebub mit zehntausend Hexen dort seinen Sabbath halten sollte, wir müssen hin. Ich brauche einen frischen Trunk, um meine steifen Glieder aufzuthaun, und die Thiere können auch nicht weiter.

Vergebens warnte der Diener; der Reisende

sprengte, so schnell es der Weg gestattete, auf den Lichtschimmer los, der immer heller durch die dunkle Nacht verlockend ihm entgegenleuchtete. Zitternd folgte der treue Diener, der, trotz seiner übergroßen Furcht, seinen Herrn auf keinen Augenblick verlassen wollte.

XIV.

Bald hatten die Reisenden das vorläufige Ziel ihrer Wanderung erreicht. Trotz der Dunkelheit der Nacht konnten sie die Umrisse eines Gebäudes erkennen, das augenscheinlich durch den letzten Krieg zur Ruine umgewandelt war. Die Fenster waren zerbrochen und ausgehoben, selbst die Thüre schien zu fehlen und einige angelehnte Bretter und Bohlen ihre Stelle zu vertreten. Durch die Höhlen und Spalten drang ein heller Schimmer, der, so viel die Reisenden in der Entfernung bemerken konnten, von einem großen Feuer herrührte, das auf dem Heerde angezündet war. Der flammende Scheiterhaufen erweckte bei dem Herrn sowohl wie bei dem Diener allerlei angenehme Gedanken von behaglicher Wärme und nothwendiger Stärkung der ermüdeten Körper. Dennoch hatte Jakob nicht alle Furcht, trotz der freundlichen Aussicht, abgelegt.

Vorsichtig! bat er seinen Gebieter, nachdem sie bis auf einige Schritte der sonderbaren Herberge genahet waren. Wer weiß, was für Gesindel in dem Neste stecken mag.

Diesmal kannst du Recht haben, entgegnete der Reisende, indem er sich rüstete, jeder möglichen Gefahr zu begegnen. Zu diesem Zwecke lud er auf's Neue seine abgeschossene Pistole und warf einen mißtrauischen Blick durch die offenen Fensterhöhlen. Der Anblick, der sich ihm darbot, schien keineswegs geeignet, Vertrauen und Sicherheit einzuflößen. Um die riesigen Flammen, welche auf dem Heerde flackerten, hatten sich Männer und Weiber in bunten phantastischen Gruppen hingelagert. Die rothe Glut beleuchtete die fremden, wilden Gesichter, deren Physiognomie durch die schwankenden Lichter einen verzerrten, gespenstischen Ausdruck erhielt. Das schwarze wirre Haar, die gebräunten dunklen Wangen, die blitzenden Augen, welche den Glanz der Raubthiere ausstrahlten, verriethen die Abkömmlinge jener fremden Race, welche ohne Heimat und Vaterland flüchtig wie ein Schatten über die Erde zieht. Es waren Zigeuner, welche hier für den Augenblick von dem zerstörten Hause Besitz genommen. Aus

dem benachbarten Walde hatten sie einige Baumstämme geholt und nun wärmten sie an dem gestohlenen Holze ihre braunen Glieder. Auf dem Heerde stand ein großer, schwarzer Kessel, in welchem ein geraubtes Lamm brodelte. Ein altes Weib mit widerlich verschrumpften Zügen stand davor und wendete mit einem abgebrochenen Fichtenstamm den Braten; von Zeit zu Zeit sah ein hungriger Mann nach dem Mahle und hätte am liebsten halb roh dasselbe aus dem Kessel hervorgelangt, aber die Alte behütete das gemeinsame Gericht mit ihren funkelnden Blicken, und der Stab in ihrer Hand traf die behenden Finger, welche nach dem Schenkel des Lammes lüstern griffen.

Alles das konnten die beiden Reisenden durch die offenen Fensterhöhlen sehen, aus welchen ihnen der Rauch und dampfende Brodem entgegenschlug.

Machen wir uns fort, flüsterte der furchtsame Diener seinem Herrn zu. Sehet ihr denn nicht, es sind Zigeuner, Gesindel, das uns berauben und tödten wird.

Sei ohne Furcht, entgegnete dieser; auf meinen Kriegszügen in Ungarn und der Türkei hatte ich mehr als einmal Gelegenheit, mit ihnen zusammen=

zutreffen. Sie scheuen sich vor dem Blutvergießen, und überdies habe ich im Felde Gelegenheit gehabt, einem von ihnen, der als Spion im Verdacht stand und gehängt werden sollte, das Leben zu retten. Er hat mir ein Amulet geschenkt und dabei gesagt, daß beim Anblicke desselben jeder Mann seines Stammes thun müßte, was ich immer forderte.

Und ihr glaubt, was euch der Galgenschwengel angebunden?

Es kommt doch nur auf einen Versuch an.

Trotzdem die beiden Reisenden das Gespräch nur leise flüsterten, wurden sie doch belauscht. Die Zigeuner hatten wie immer zu ihrer Sicherheit eine Schildwache aufgestellt. Zwischen dem Gemäuer barg sich ein dunkeler Schatten, unsichtbar für jeden Fremden. Wie eine Schlange schlüpfte der geschmeidige Bursche am Boden hin und meldete den Seinigen die Ankunft der unerwarteten Gäste.

Augenblicklich sahen diese sich von einem wunderbaren Schwarm umringt. Die Männer hatten zu ihren Waffen, den dicken eisenbeschlagenen Stäben, gegriffen, während die Frauen von dem Heerde sich glühende Feuerbrände rissen, welche sie grimmig in ihren Händen den Reitern entgegenschüttelten.

Es war ein seltsamer, phantastischer Anblick. Von dem schwankenden Lichte der Scheiterbrände beleuchtet, wälzte sich ein Knäuel heran, welcher mehr aus losgelassenen Dämonen der Hölle, als aus menschlichen Gestalten zu bestehen schien. Voran stürzten die Männer mit drohend aufgehobenen Waffen und heftigen Gebehrden in den ausdrucksvollen Gesichtern. Die funkelnden Augen blitzten wild und thierisch. Die langen Haare flogen wirr um den gebräunten Nacken. Sie ließen ein unartikulirtes Geschrei ertönen, welches den Reisenden zu stehen gebot. Ihnen folgten die Frauen, trotz der Kälte nur halb bekleidet, in Lumpen und Lappen nothdürftig gehüllt. Unter ihnen stand die widerliche Alte; die grauen Locken flatterten im Winde, und den Stab in den dürren fleischlosen Händen schwingend, stieß sie Verwünschungen und Flüche gegen die fremden Eindringlinge aus. Hinter diesen hielten sich ängstlich die Kinder verborgen, nur zuweilen blickte ein dunkeler Lockenkopf mit blitzenden Augen voll thierischer Wildheit scheu hervor. Die Hand Aller war gegen das gehetzte Volk, darum war auch ihre Hand gegen Alle. Verfolgt und gejagt von Ort zu Ort, glaubten sie auch in diesem Augenblicke sich von

Feinden angegriffen. Darum stürmten sie so wild hervor, entschlossen zum Widerstande. Die geringe Anzahl der Gegner vermehrte den Muth des sonst zaghaften Volkes. Von allen Seiten hatten sie die Reisenden umringt und eingeschlossen, so daß kein Entrinnen möglich war. Die kräftigsten Männer der Bande hatten die Pferde bei den Zügeln ergriffen, und schon schlichen sich die schlanken Burschen mit schlangenhafter Geschmeidigkeit unter dem Bauche der Thiere heran, um die Reiter mit einem jähen Rucke herabzuziehen. Während Jakob, voll neuer Besorgniß und von Furcht erfüllt, das sonderbare Schauspiel anstarrte, hatte sein Herr sich hoch im Sattel aufgerichtet.

Gebt Raum, schrie er, oder bei Gott ich schieße unter euch. — Die Waffe in der Hand schien seinen Worten Nachdruck zu verschaffen. Die Zunächststehenden murmelten unter sich einige unverständliche Laute und wichen scheu zurück.

Sehet ihr denn nicht, daß wir verirrte Wanderer sind, die ein Obdach suchen?

Glaubt ihm nicht, schrie die grimmige Alte, es sind die Häscher, die uns verfolgen. Sie wollen euch täuschen, bis sich die ganze Schaar gesammelt

hat. Sie werden uns in ihre Gefängnisse schleppen, uns peinigen mit ihren Daumschrauben, den Keil zwischen unsere Knochen treiben, bis sie uns ein Geständniß von Verbrechen erpressen, die das Volk Egyptens nie begangen hat.

Die Mutter hat Recht! schrie die Bande, auf welche die alte Frau einen bedeutenden Einfluß auszuüben schien. Tödtet sie, hau't sie nieder!

Thoren, die ihr seid! Würden wir in solch' geringer Anzahl kommen, wenn wir wirklich feindliche Absichten hätten? entgegnete der Reisende.

Hört nicht auf ihn! Der Nazarener will euch mit schönen Worten nur hinhalten und betrügen, bis seine Gefährten ihm zur Hülfe geeilt. Sputet euch!

Schon erhoben sich die Nächsten, um die Drohungen der Alten zu bethätigen, als zum Glücke der Fremde an das Amulet dachte, welches er aus dem Kriege aus Ungarn heimgebracht und nach der Vorschrift des Zigeuners, den er gerettet, stets an einer Schnur an seinem Körper trug.

Ich komme als Freund, und zum Beweise, rief er, sehet dies Zeichen, das mir einer eurer Brüder eingehändiget hat, den ich vom Tode befreit.

Bei diesen Worten löste der Reisende schnell das

Amulet von seiner Brust, das er dem Nächsten einhändigte. Kaum hatte dieser das Zeichen erblickt, das in einer Kupferplatte mit eingegrabenen, seltsamen Charakteren bestand, als er sogleich ein lautes Geschrei ausstieß, welches die ganze Bande wiederholte.

Nasir, Nasir, riefen die Zigeuner und neigten sich vor den Fremden fast bis zum Boden. Von Hand zu Hand wanderte das Amulet und Jeder berührte damit seine Lippen und drückte es an die Stirn. Als die Alte es aber erblickte, that sie einen gewaltigen Freudensprung und drängte sich durch den Kreis der Männer zu dem Reiter, dessen Füße sie küssend umklammert hielt.

Gesegnet dein Kommen, gesegnet dein Gehen! Gebiete über uns, rief das seltsame Weib mit heftiger Bewegung aus. Mein Sohn war es, dem du das Leben gerettet hast, dem Fürsten des egyptischen Volkes, dem Herrn der Kinder des Mondes. Steig ab von deinem Thiere und raste bei uns, so lange es dir gefällt. Meine Söhne werden deinen Befehlen gehorchen und meine Töchter deine Mägde sein. Herr gebiete über uns!

Ueberrascht von der Wirkung des wunderbaren

Geschenkes, nahm der Reiter keinen Anstand, den Bitten der Alten Folge zu leisten. Aber ehe sein Fuß noch den Boden berührt hatte, sah der Fremde sich emporgehoben und auf den braunen Schultern seiner neuen Freunde im Triumph davongetragen. Zögernd folgte der treue Diener, dem trotz des unerwarteten Empfanges noch nicht jede Furcht geschwunden war.

Der beste Sitz zunächst dem erwärmenden Heerde wurde dem Gaste von der Bande eingeräumt. Zuvor aber breiteten die Frauen wollene Decken auf der Erde aus. Knieend wurde er von ihnen bedient. Ein junges Mädchen mit üppigen Formen und schwarzen sanften Augen hatte ihm den schweren Mantel abgenommen, ein anderes Weib holte ein Tuch herbei und trocknete ihm die nassen Haare ab. Unterdeß waren die Männer nicht müßig. Unter einen Schuppen hatten sie die müden Thiere untergebracht, deren Glieder sie mit einem stärkenden Balsam wuschen, dessen Geheimniß sie allein nur kannten.

Emsig beschäftigt trippelte die Alte auf und ab, ertheilte Befehle und ordnete Alles zur höchsten Zufriedenheit des Gastes an.

Bist du hungrig, mein Freund? fragte sie besorgt, willst du theilen das Mahl, das wir bereitet? Der Reiter, welcher allerdings von der Reise angegriffen sich nach Stärkung sehnte und auf seinen Kriegszügen manche Bedenklichkeit überwunden hatte, sträubte sich nicht gegen die Einladung seiner Wirthin. Das Lamm wurde aus dem Kessel hervorgehoben und mit besonderer Geschicklichkeit zertheilt. Die fettesten und besten Stücke wurden dem Fremden mit echt orientalischer Gastfreundschaft vorgesetzt. Aus einer Grube, welche den früheren Besitzern schon zur Aufbewahrung ihrer Lebensmittel gedient haben mochte, holte die geschäftige Alte eine blinkende Flasche hervor, welche sie dem Gaste mit grinsendem Lächeln bot.

Echter Ungar, so wahr Gott lebt! schrie der Reiter erstaunt, ah! das wärmt und erfrischt zu gleicher Zeit. Woher hast du den Wein?

Das widrige Gesicht des Weibes verzog sich zu einer lustigen Fratze. Pfaffenwein, Pfaffenwein! schrie sie auf- und niedertänzelnd; aus dem Keller des Golech hat ihn mein Jüngster erst vor acht Tagen sich geholt.

Bei diesen Worten deutete sie wohlgefällig und

mit Stolz auf den vielversprechenden Sprößling, einen kühnen, braunen Burschen, der listig mit den funkelnden Augen zwinkerte, als erinnerte er sich noch mit Freuden des kühnen Griffes, der ihn in den Besitz des seltenen Schatzes gesetzt.

Da der Reisende sich in einer Lage befand, welche jede Bedenklichkeit von seiner Seite schwinden ließ, so verschmähete er keineswegs den edlen Trank, trotzdem er zu der festen Ueberzeugung gelangt war, daß derselbe nicht auf die ehrlichste Weise erworben war. Mit Vergnügen gab er sich den Freuden der seltsamen Tafel hin, und selbst der bedenkliche Jakob aß nach und nach mit wahrem Heißhunger, obgleich er bei dem ersten Bissen fast zu ersticken glaubte.

XV.

Die Gastfreundschaft der Zigeuner gegen die beiden Reisenden kannte keine Grenzen. Noch während des Mahles gab die Alte einer ihrer Töchter einen Wink. Das Mädchen verschwand und kehrte nach wenig Augenblicken gänzlich verändert wieder. Das dunkel glänzende Haar war in langen Zöpfen geflochten, welche fast bis an die Kniee reichten; statt der zerrissenen Lumpen hatte die Zigeunerin ein rothes Mieder angethan, an welches sich ein kurzer bunter Rock schloß. Ein flatternder Gürtel schmiegte sich um die schlanken Hüften. In den braunen Armen schwang sie ein Tambourin, dessen Schellen laut ertönten.

Amuja will dich durch ihren Tanz erheitern, sagte die Alte, indem sie den Reisenden auf die Erscheinung aufmerksam machte. Die Magnaten Polens und die Woiwoden der Moskowiter haben ihren

Schooß mit Gold gefüllt und ihr noch mehr versprochen, aber die Tochter meines Stammes hat ihre Gaben verschmähet und ihren Schlössern den Rücken stolz gekehrt. Aber für dich will sie tanzen und wird dich lieben, wenn du gebietest. Befiehl, o Herr, wir sind bereit, dir zu gehorchen.

Der Reisende begnügte sich, um nicht unhöflich zu erscheinen, die schöne Amuja zum Tanze aufzufordern. Kaum hatte er diesen Wunsch ausgesprochen, als zwei braune Burschen mit ihren Violinen in der Hand erschienen. Langsam und feierlich ertönte eine klagend wehmüthige Melodie, welche Amuja mit entsprechenden Bewegungen begleitete. Sie kreuzte ihre Arme auf dem braunen Busen und neigte sich tief vor dem fremden Manne, der ihren Bruder einst vom Tode gerettet. Ihr dunkeles Auge, von den langen, schwarzen Wimpern beschattet, haftete zuerst am Boden, als wagte sie nicht empor zu sehen. Nur einmal schauete sie verstohlen zu dem Reisenden, und er war augenscheinlich überrascht von dem verlockenden Feuer, das in ihren Blicken loderte. Die sammetartige Pupille schimmerte in einem feuchten Glanze. Ein Schleier schien noch die Glut zu dämpfen, die im nächsten Augenblicke versengend

unter den seidenweichen Brauen hervorzubrechen drohete. Die Bewegungen ihrer geschmeidigen Glieder waren einfach, wie sie die Natur gelehrt, und doch bezaubernd schön. Bald hob sie ihre Arme flehend empor, dann wehrte sie mit ihren Händen den stürmischen Verfolger ab. Sie neigte ihr kleines Haupt zur Erde, als lauschte sie den Schritten des Geliebten. Ihre Mienen drückten Furcht und Zweifel aus. Er nahete, und ein Lächeln schwebte über das Gesicht, das die Farbe der goldenen Bronze hatte. Allmälig hatte die Musik ein schnelleres Tempo angenommen. Mit ausgebreiteten Armen eilte Amuja dem sehnsüchtig Erwarteten entgegen. Er ist da, und nun umschlang sie ihn in wilder Raserei. Ihr Körper schien in Luft sich aufzulösen, um ihn von allen Seiten zu umschließen. Heftig pochte der Busen, von dem knappen Mieder kaum bedeckt; klirrend schlugen die Zöpfe aneinander, an deren Enden die goldenen Münzen aller Länder eingeflochten hingen, der Tribut, den die Vornehmen Amuja's Kunst gezollt. Wie eine rasende Mänade schwang sie das Tambourin mit Blitzes Schnelligkeit. Die dunkele Wange röthete sich und so glich sie einem goldenen Erzbilde, von rother Fackelglut bestrahlt. Ein wilder

Taumel schien sie erfaßt zu haben, ihre Füße berührten kaum den Boden mehr, sondern schwebten gelenkig in der Luft. — Plötzlich stürzte sie erschöpft zu den Füßen des Reisenden nieder, an die sie das schöne Haupt anschmiegend legte.

Bewundernd zog er seine Börse hervor, um die Künstlerin, wie sie es verdient, zu lohnen. Aber stolz wies Amuja sein Geschenk zurück.

Du bist unser Gast, sagte sie mit wohlklingender Stimme; vor Fremden tanze ich nicht mehr, seit der Geist der Weissagung über mich gekommen. — Der duldet's nicht.

Du prophezeiest also auch? fragte der Fremde lächelnd.

Meine Tochter ist mit großen Gaben gesegnet, erwiderte die Alte, welche Amuja's Hand ergriffen. Sie vermag in den Sternen zu lesen und aus den Lineamenten des Gesichtes und der Hände das Geschick der Menschen zu errathen.

Fast hätte ich Lust, ihre Kunst auf die Probe zu stellen.

Thue es, sagte die Alte, und du wirst sehen, daß Amuja die Wahrheit spricht; das Buch der Zukunft ist vor ihr entriegelt.

Nun meinetwegen, schöne Amuja, nimm meine Hand und verkünde mein Geschick!

Während des ganzen Gespräches zwischen dem Reisenden und der Alten hatte die Zigeunerin anscheinend theilnahmlos gestanden. — Aufgefordert, ihre Kunst zu zeigen, erwachte sie als wie aus einem Traume. Ihr großes Auge weilte jetzt auf dem männlichen Gesichte des Fremdlings, als wollte es jeden Zug, jede Miene desselben für ewig sich in das Gedächtniß prägen. Je genauer aber sie die Lineamente des schönen kräftigen Antlitzes betrachtete und prüfend anstarrte, desto mehr verfinsterte sich der freundliche Ausdruck, der bisher um ihre Lippen schwebte. Das wohlgefällige Lächeln war verschwunden, ein düsterer Ernst that sich in der gefalteten Stirn und den zusammengezogenen Brauen kund. Ihr Blick ruhete wehmüthig und mitleidsvoll auf dem Reisenden, der sorglos lächelnd ihren Ausspruch erwartete.

Nun, du läßt mich lange auf das Orakel harren, sagte er mit leisem Spott.

Es ist besser, um die Zukunft nicht zu wissen, entgegnete die Zigeunerin mit warnendem Tone in ihrer Stimme.

Du reizest meine Neugierde. Ich bitte dich, verweigere mir nicht länger deine Prophezeiung?

Erlasse mir diesmal deine Forderung! flehete Amuja.

Nein, nein. Deine Weigerung selbst läßt mich nur noch heftiger wünschen, aus deinem Munde meine Zukunft zu erfahren.

O erlasse mir das unangenehme Geschäft! —

Nimmermehr! ich fordere von dir mein Geschick zu hören.

So sei es, sagte die Zigeunerin und nahm die Hand des Reisenden, auf deren Fläche sie aufmerksam niederstarrte.

Der Geist ist über sie gekommen, bemerkte die Alte ihrem Gaste.

Dieser sah gespannt auf Amuja und beobachtete mit Verwunderung die plötzliche Veränderung, welche in wenig Augenblicken mit ihrem ganzen Wesen vorgegangen war. Ihre Gestalt schien zu wachsen. Der Ausdruck ihres Gesichtes war ernst und erhaben, wie das eines schönen Götterbildes. Das funkelnde Auge starrte noch immer auf die Hand des Fremden, aber nicht mehr forschend und prüfend, sondern in voller Selbstvergessenheit. Der Blick war nach

Innen gekehrt, das Haupt zur Brust gesenkt, als lauschte sie auf eine Stimme, welche nur ihr vernehmbar in der Nähe klang. Trotz der starren Ruhe, welche in ihrem Antlitz herrschte, trugen ihre Züge den Stempel eines großen Leids, eines innern Kampfs, der sich in dem krampfhaften Zucken um den festgeschlossenen Mund und in der zitternden Bewegung der schillernden Pupille ihres Auges verrieth. Endlich schien die Starrheit überwunden, der Kampf ausgekämpft. Die gepreßten Lippen öffneten sich und ein schwerer Seufzer drang aus ihrer Brust. Ein leises Murmeln, das, anfänglich unverständlich, immer lauter und lauter ward, ließ sich vernehmen. Einzelne Worte drangen zuerst langsam, dann in immer rascherer Fluth, augenscheinlich ohne Bewußtsein der Sprechenden, hervor.

Du liebst das Weib mit den schönen Augen? flüsterte die begeisterte Zigeunerin. Ihre Arme breiten sich aus. Sie ruft, und du eilst zu ihr. Heimlich, heimlich in der stillen Nacht. — Dein Haupt ruht auf ihrem Busen und ihre Hand spielt mit deinen dunklen Locken. Ich sehe eine Frau, bleich und abgehärmt, zu ihren Füßen sitzen die Kinder und wagen nicht aufzuschaun. Wo ist der Vater? fragen

die Kleinen. Weit, weit! am Hofe der stolzen Königin. — Wann wird er kommen? Ach, nimmermehr! — Er reitet auf wilden Rossen, von Feinden umgeben, die sein Leben mit gezücktem Schwert bedrohn. Seine Arme sind gebunden und sein Leib verhüllt. — Da sitzt er in dem Kerker, bleich und abgehärmt. Sein Haar ist grau geworden in einer Nacht, sein Bart starrt wild, wie Dornengestrüpp, und die Nägel an seinen Fingern sind gewachsen wie Geierklauen. — Ueber ihm sitzen die Richter zu Gericht. Er wird herbeigeschleppt, das Urtheil ist gesprochen, der Stab gebrochen. O weh! — Auf dem Markte drängt sich das Volk. Da steht der Block und der rothe Henker schwingt sein Beil. Die Glocken läuten und die Trommeln rasseln. Ein Mann steigt empor, er zittert nicht, er bebt nicht. Die Knechte greifen ihn. Das stolze Haupt muß sich beugen. Dröhnend fällt das Beil und das Blut springt empor, ha, das Blut, dein rothes Blut!

Immer schneller hatte Amuja die letzten Worte gesprochen. Ihre Augen rollten dazu wild im Kreise. Der Ton ihrer Stimme war dumpf und eintönig, bis ihre Rede in eine schauervolle Melodie überging, zu welcher sie die schrecklichen Worte sang. — Ein

wilder Schrei schloß ihre Prophezeiung und dann sank sie wie leblos zu des Fremden Füßen nieder.

Trotz seines Muthes war dieser erschüttert. Die Wahrsagerin hatte so viele Punkte seines Lebens, wenn auch nur dunkel, angedeutet, um die kein Mensch, als er selber, wissen konnte. Jedenfalls mußte er ihr übernatürliche Kenntnisse zuschreiben, und wenn er auch ein Mann war, frei von den Vorurtheilen seines Jahrhunderts, so konnte er sich doch eines leisen Schauers nicht erwehren.

Still und in sich gekehrt starrte er nachdenklich in die Gluth des Heerdes, welche dem Erlöschen nahe war. Zu seinen Füßen saß die Zigeunerin, welche sich von ihrem Paroxysmus wiedererholt hatte. — Mit mitleidigen Augen blickte sie zu dem Gast empor, den sie um ihres Bruders willen lieb gewonnen. Sie bemerkte den Trübsinn, der sich seiner bemeistert hatte.

Verzeih', sagte sie, wenn ich dir eine finstere Zukunft verkündigte. Ich kann nicht dafür. Wie der Geist mich treibt, so muß ich auch reden. —

Und hat der Geist dich nie belogen? fragte der Fremde, aus seinem Brüten durch ihre Anrede aufgeschreckt.

Amuja begnügte sich, nur verneinend mit dem Kopfe zu schütteln.

Es ist doch möglich, entgegnete der Reisende. Du bist stolz auf deine Kunst, das kann ich mir denken, und darum wirst du nie einräumen wollen, daß du dich getäuscht. —

Ich hätt' es so gern, antwortete die Zigeunerin mit feuchtem, liebesdurst'gen Blick. —

Meinetwegen! murmelte der Reisende mehr für sich. Jedermann hat sein Geschick, dem er nicht entgeht. Mag die Zukunft bringen, was sie will, sie wird mich immer gerüstet und als Mann finden.

Es lag ein stolzes Selbstgefühl in den Zügen des Reiters, als er diese Worte sprach. Er hatte sich wiedergefunden. In seiner Seele hatte Furcht und Besorgniß keinen Platz, und bald siegte die angeborne Heiterkeit und die frische Lebenslust, welche aus seinen Augen blitzte, über den finstern Eindruck, den die Prophezeiung Amuja's auf sein Gemüth gemacht.

Sattle die Pferde! befahl er dem Diener, wir müssen die verlorne Zeit wieder einbringen.

Jakob gehorchte bereitwillig, denn trotz der empfan-

genen Gastfreundschaft wollte ihm der Aufenthalt bei der Zigeunerhorde nicht behagen.

Unter den Segenswünschen der ganzen Bande nahm der Fremde von seinen Wirthen Abschied. Die Alte gab ihm noch zwei gewandte Burschen mit, welche ihn einen besseren und näheren Weg führen sollten. — Amuja neigte sich beim Scheiden auf seine Hand; als er sie hinwegzog, fühlte er zwei warme Tropfen. Es waren Thränen, welche die Zigeunerin ihm weinte.

XVI.

Es war am 11. Februar des Jahres 1661, daß sich zu Königsberg zweihundert Adlige von freien Stücken zusammenthaten, da alle Bitten fruchtlos waren, um den Kurfürsten dahin zu vermögen, die Stände des Landes einzuberufen. In feierlicher Prozession begaben sich die Herren nach dem altstädtischen Rathhause, um daselbst zu tagen. Auf dem Platze vor demselben hatte sich allerlei Volk gesammelt, Leute, die überall zu finden sind, wo es was zu gaffen giebt, aber auch mancher wackere Mann und viele angesehene Bürger hatten sich eingefunden, um dem bis dahin unerhörten Schauspiele beizuwohnen. Ein lustiger Haufe stand schon seit frühem Morgen und harrte der Dinge, die da kommen würden. Es waren meist Gesellen, deren Meister zur Feier des Tages die Arbeit eingestellt. Unter ihnen befand sich unser alter Bekannte, der pfiffige

Schneider, der bei ihnen eines großen Ansehns sich erfreute.

Ja, ja, so muß es kommen, schrie das Meisterlein, und rieb sich hoch vergnügt die Hände. Hab' ich nicht immer gesagt, daß die Souveränität nimmer in Preußen zur Herrschaft gelangen wird? Wackere Männer, die vom Adel, und Courage haben sie, das muß man sagen. Kümmern sich den Teufel drum, ob der Kurfürst sie beruft, ob nicht. Sollten uns ein Beispiel daran nehmen, wir Bürger, und besonders die von Königsberg, aber die sitzen wie die Schlafmützen und lassen sich das Fell geduldig über die Ohren ziehn.

Ein lauter Beifallssturm forderte den Schneider auf, weiter fortzufahren.

Wovor fürchten wir uns denn? ließ er weiter sich vernehmen. Vor dem Zorn des Kurfürsten und vor seinen Söldnerhaufen hier? Ihr sollt sehn, wie wir mit der Soldateska fertig werden, wenn wir wollen, und zwar so, daß kein Tröpflein Blut's dabei fließen wird.

Bin doch neugierig, wie ihr das anfangen wollt, Gevatter! fragte der dicke Fleischer, der sich ebenfalls wieder eingefunden und trotz der keifenden Hausfrau

den Scharn geschlossen hatte, um den Spektakel auch mit anzusehn.

O, das will ich euch gleich sagen, entgegnete das Schneiderlein mit wichtiger Miene, als hätte er in diesem Augenblick den Stein der Weisen entdeckt. Aushungern müssen wir sie, versteht ihr, aushungern. So wir Bürger ihnen nichts zu essen geben und kein Geld fürder zu ihrem Unterhalt bewilligen, so mag der Kurfürst sehn, wo er mit seinen Leuten bleibt.

Dieses Argument schien den wackeren Fleischer vollkommen überzeugt zu haben. Er schlug ein dröhnendes Gelächter auf, das bei dem ganzen Haufen ein schallendes Echo fand.

Klaus, ihr seid ein Teufelskerl! rief der Meister Jobst, und ließ seine gewichtige Faust mit solcher Wucht auf die Schulter des Gevatters fallen, daß dieser sich dieselbe wohl nach einer Viertelstunde noch mit schmerzverzogenen Mienen rieb.

Während auf dieser Seite des Marktes der Schritt des Adels eine laute Billigung fand, gingen an der entgegengesetzten Häuserreihe zwei ehrenwerthe Bürger, im angelegentlichen Gespräch vertieft, auf und nieder.

Seht, sagte der eine, der reiche Riemermeister Rosemann, zu dem Schlosser Hans Boden, ich bin durchaus nicht derselben Meinung, als ihr. Gott verhüte! daß wir Bürger dem bösen Beispiel folgen, so der Adel uns am heutigen Tage gibt.

Es sind meist gottesfürchtige, wackere Leute, die sich zusammenthaten, entgegnete der verständige Meister.

Mag wohl sein; aber was für den Einen paßt, schickt sich darum doch nicht für die Anderen. Wir Bürger sollten täglich zu Gott um einen langen dauerhaften Frieden bitten, da gedeiht Handel und Wandel am Besten, die geleerten Truhen füllen sich und der schlaffe Beutel, den der Krieg baß ausgefegt, wird wieder straff. — Bei solchen Unruhen kommt doch nichts heraus.

Aber Recht und Gerechtigkeit ist mehr werth, denk ich, als Geld und Gut. —

Recht und Gerechtigkeit vermiß ich nicht. Der Kurfürst handhabt sie, wie ein christlicher Potentat.

Er legt mit Willkür Steuern auf. Ist die Accise nicht gegen den Willen der Stände eingeführt?

Mir liegt nichts daran, wer die Steuern aus-

schreibt. Ich zahle gern, wenn ich nur Verdienste habe. Der Kurfürst gibt mir Arbeit vollauf zu thun, und weß Brot ich esse, deß Lied ich singe. —

Denkt an unsere Privilegien, die sich bisher wie ein Kleinod von Geschlecht zu Geschlecht vererbt.

Mag er sie nehmen, ich gönn' es ihm von Herzen. Besser ein Herr, als deren viele. Die Stände taugen auch nicht. Der Adel gönnt uns unsern Reichthum nicht, im Herzen ist er uns spinnefeind, und wo er uns was anhaben kann, thut er's gewißlich gern. Die schwersten Abgaben wälzt er auf uns.

Wir sind doch bisher miteinander ausgekommen —

Wie böse Eheleute, die der Pfaff zusammengethan und die nun nicht von einander können.

Da denkt euer zukünftiger Schwäher, der wakkere Schöppenmeister, anders. Der würde kein Pünktchen sich von unseren alten Stadtbriefen rauben lassen. Dem liegt das Gemeinewohl am Herzen. Das ist ein Mann, wie seines Gleichen kaum zu finden ist in aller Welt.

Ja wohl, ein Ehrenmann; wollte aber doch, daß mein Mathis sich anderswo umgethan.

Die Katharina ist eine Perle. Es gibt kein Mädchen in der ganzen Stadt, die sich an Schönheit und allen Tugenden mit ihr messen kann.

Habe nichts gegen meine Schwiegerin, aber der Mathis ist wohl auch ein Bursch, an dessen Arm eine Prinzessin stolziren darf. Seines Gleichen findet ihr nicht leicht, und ich statt' ihn aus, wenn er erst heirathet, wie einen Fürstensohn. —

Gott hat die Beiden recht für einander geschaffen.

Wollen's sehn! meinte der Riemermeister, der mit diesen Worten kurz das Gespräch abbrach und seine Augen nach der Straße wandte, von wo in diesem Augenblick ein lautes Geschrei ertönte.

Sie kommen, sie kommen! jauchzte das versammelte Volk.

Wie bei solchen Gelegenheiten zu geschehen pflegt, war derselbe Ruf schon oft erklungen, und hatte ebenso oft die Neugierigen getäuscht, aber diesmal nahten die Zweihundert wirklich in langer Prozession. Voran schritt der alte Generallieutenant in seinem vollen Staat. Ueber dem eisernen Harnisch trug er einen weiten Rock von violettem Sammet, ein Hut mit breiter Krämpe beschattete das kriegerisch

gebräunte Angesicht. Ernst und würdevoll hielt er sich auf seinen Stab gestützt. — Das ist der alte Kalkstein, schrie das versammelte Volk und deutete auf ihn. Gott segne euch, edler Herr!

Die Männer entblößten bei seinem Nahen das Haupt und schwenkten mit den Hüten und Baretten; am lautesten aber begrüßten ihn die Frauen, die sich, wie immer bei solchem Schauspiel, zahlreich eingefunden. Ein lieber, alter Herr, flüsterte eine Nachbarin der anderen zu. Trotz seines Alters noch ein schöner Herr. Wie er sich so grade hält. Es ist eine Freude, nur ihn anzusehn. Gott segne ihn!

Der Generallieutenant dankte mit leutseliger Miene, und ein freundliches Lächeln schimmerte, wie ein Sonnenblick im Winter, über das verwitterte, treuherzige Gesicht.

Dort, der blonde Ritter ist der Sauken, rief eine Dirne: ein schmucker Herr. Der beste Tänzer auf dem Saal.

Das sind die von Dohna; dort kommen die Auerswald, deutete das Volk.

Ein Hoch für Dohna und Auerswald! schrie der kleine Schneider, der in seinem Elemente sich befand und trotz seiner geringen Gestalt mehr Spektakel

machte, als vier ausgewachsene Männer. Auf sein Geheiß brüllten an hundert Kehlen ein donnernd Hoch! für die genannten Herren.

Die vom Adel waren mit dem Empfange sehr zufrieden, der ihnen von den Bürgern Königsbergs zu Theil geworden. Im langsamen Zuge setzten sie sich nach dem altstädtischen Rathhause in Bewegung. Es waren Männer aus allen Altersklassen, graue Greise, wie der von Kalkstein, und blonde Jünglinge, wie Kurt von Sauken; aber alle waren von dem feierlichen Ernste des gethanen Schritts erfüllt. In ihren Mienen prägte sich die hohe Bedeutung des Augenblicks aus. Sie hatten sich gelobt, der Noth des Landes abzuhelfen und den Zorn des Kurfürsten nicht zu scheuen. Das Bewußtsein ihres Rechtes gab ihnen ein sicheres festes Auftreten, das die Beifallsbezeugungen der Bürger nur zu stärken vermochten. Es war ein herrlicher Anblick, die hohen stolzen Gestalten in der bunten, kleidsamen Tracht jener Tage vorüberziehn zu sehn, ein Schauspiel, das die Bürger, und besonders die Frauen derselben, nicht genug bekommen konnten.

Auf der Schwelle des altstädtischen Rathhauses empfing der Schöppenmeister Hieronymus Rhode,

angethan mit den Insignien seines Amtes, die Herren vom Adel. In seiner Hand hielt er den Willkommtrunk, der bei keiner Gelegenheit fehlen durfte. Mit einer feierlichen Anrede begrüßte er die Versammelten als Gäste der Stadt Königsberg.

Ich heiße euch willkommen! schloß er bewegt, im Namen der Bürger, denen ihr zu allen Zeiten durch ein glorreiches Exempel vorgeleuchtet, willkommen im Namen des Landes, dessen Privilegien zu schützen und zu wahren ihr euch heute eingefunden. Der Herr segne euren Eingang und erleuchte euch mit Weisheit und stärke euch mit seiner Kraft.

Amen, Amen! riefen die Ritter, und Amen hallte es vom Volke wieder.

So nehmt mit diesem Ehrentrunk vorlieb, fuhr der Schöppenmeister mit rührendem Tone fort. Wir bieten ihn euch von Herzen dar, nach altem guten Brauch. Ich grüße euch als Gäste unserer Stadt. Unser Herz ist rein und klar, wie unser Wein, kein Falsch darin. — Und so wie diesen Wein, den wir euch freudig darbringen, so wollen wir auch unser Herzblut hingeben für den Adel, der mannlich für das Recht des Landes kämpft.

Mit diesen Worten reichte der Schöppenmeister

den Becher an den Generallieutenant von Kalkstein, der ihn freundlich entgegennahm.

Ich trinke auf das Wohl der wackren Bürger dieser Stadt! rief der Greis mit seiner hellen Stimme, die wie schmetternde Kriegstrompete über den ganzen Marktplatz klang.

Ein Jubelgeschrei aus tausend Kehlen dankte laut dem wackern Herrn, der mit einem kräftigen Zuge den Becher bis zum Grund geleert.

Nun begaben sich die vom Adel paarweis in den Sitzungssaal. Die Bürger und das Volk verweilten noch für kurze Zeit auf dem Markt und besprachen die Ereignisse in ihrer Weise. Der listige Schneider, der heut überaus vergnügt war, kehrte mit seinem Anhange in die Schenke zum grünen Polen ein, um auf würdige Weise den wichtigen Tag zu begehen. Mancher Becher wurde dort auf das Wohl der vom Adel ausgeleert. Derweil ging der Riemermeister Rosemann mit dem Schlosser Hans Boden kopfschüttelnd nach seinem Hause zu.

Allzuscharf macht schartig, sagte er, halb für sich; dann zu seinem Nachbar gewendet, meinte er: Der Schöppenmeister geht, wie mich dünkt, zu weit, so die Ritter als Ehrengäste der Stadt mir nichts, dir

nichts zu empfangen. Müßten doch, wie ich glaube, die Gewerke zuvor darüber befragt werden.

Diesmal habt ihr Recht, entgegnete der Schlosser, aber auf unser Gewerk kann Herr Rhode sich verlassen. Wir geben von Herzen unsere Einwilligung.

Die Riemer und Schuhmacher dürften anderer Meinung sein, doch muß ich schweigen, dieweil er einmal der Schwäher ist. —

XVII.

Derweil nun die Herren vom Adel auf dem altstädtischen Rathhause tagten, war der Statthalter Fürst Radziwill in nicht geringer Verlegenheit über die Verantwortlichkeit, welche ihm durch dies Ereigniß aufgebürdet war. Sein schwankender Charakter ließ ihn zu keinem festen Entschlusse kommen, ob er diese unerlaubte Zusammenkunft der Herren dulden oder mit Gewalt hintertreiben sollte. In dieser Bedrängniß nahm er wie gewöhnlich seine Zuflucht zu dem Herrn von Brandt, den er rufen ließ.

Der Fürst ging mit unruhiger Hast in dem Gemache auf und nieder, als der Geheimrath eintrat und mit ehrfurchtsvoller Verneigung dem Statthalter nahte.

Ah, da seid ihr ja, sagte dieser, ich erwarte euch schon länger als eine Stunde.

Der Bote Ew. Durchlaucht traf mich nicht so-gleich, verzeiht, aber ich hatte eine dringende Ab-haltung.

Ich verlange euren Rath. Ihr wißt, daß der Adel unter der Leitung des alten Kalkstein hier zu-sammengekommen ist, und unter unsern eigenen Augen der Regierung recht zum Hohne, seine Sitzung hält.

Und was beschließen Ew. Durchlaucht zu thun? fragte lauernd der Geheimrath, indem er sich im Voraus an der Verlegenheit seines Vorgesetzten weidete.

Was zu thun? — Das will ich eben von euch wissen. Darum hab' ich euch ja rufen lassen. —

Der Kasus ist nicht leicht.

Das mein ich auch.

Höchst bedenklich! entgegnete Herr von Brandt, indem ein feines, spöttisches Lächeln um seine Lippen schwebte.

Das sagen alle Oberräthe, selbst Herr von Jena weiß nicht, was wir machen sollen. Nun will ich eure Ansicht hören. Ihr seid der einzige Mann, der in solch kritischer Lage zu rathen und zu helfen weiß.

O, Ew. Durchlaucht sind zu gütig.

Gewiß, ich sage nur die Wahrheit. Ich habe

auch eure Meriten höheren Ortes gerühmt. — Strengt nur heute euren Scharfsinn an, und der Gesandtschaftsposten in Warschau kann euch nicht entgehen. Ich verpfände mein Ehrenwort dafür. —

Bisher hat der Kurfürst, unser gnädiger Herr, Anstand genommen.

Er hatte keine Ursache mit Hoverbeck unzufrieden zu sein, der zu seiner Satisfaktion bisher die Geschäfte dort versehen.

Ich kann also auf die Fürsprache Ew. Durchlaucht rechnen?

Ich werde eigenhändig an den Kurfürsten schreiben, und so warm und dringend für euch sprechen, als gelte es, meine eigene Sache zu führen. Nur, rathet mir jetzt, was ich beginnen soll. —

Einige Augenblicke schien der Geheimrath ernstlich nachzudenken. Mit ängstlicher Spannung wartete der Fürst auf Antwort.

Habt ihr einen Weg gefunden? um des Himmels Willen, sprecht. Rathet ihr zur Gewalt?

Keineswegs. — Die Bürger würden sich waffnen und die Partei der Adligen ergreifen. — Auch steht Czarnecki, der polnische Feldherr, mit 30000 Mann in Lithauen. Er kommt, wenn sie ihn rufen, und

daß sie ihn unter solchen Umständen rufen werden, scheint mir mehr als gewiß. —

Also ihr meint, daß ich geduldig zusehen soll, wie gegen den ausdrücklichen Willen unsers gnädigen Herrn die Stände tagen? — Was wird der Kurfürst sagen? Seinen Zorn, seine Ungnade ertrag ich nimmermehr.

Der Fürst war, heftig aufgeregt bei diesem Gedanken, von dem Sessel, auf den er sich eben niedergelassen, plötzlich aufgesprungen. Er hatte den Geheimrath an den Knöpfen seines Rockes gefaßt und hielt sein Auge unverwandt auf ihn gerichtet, als suchte er in dem gefalteten Gesichte voll feiner Runzeln Rath und Trost in solcher Verlegenheit. —

Ruhe, Ruhe, Ew. Durchlaucht! mahnte der schlaue Mann; mit kaltem Blute wollen dergleichen Dinge durchaus traktirt werden. Weder rathe ich zum Dreinschlagen, noch zum Dulden.

Ihr spannt mich auf die Folter mit euren zweideutigen Orakelsprüchen.

Ew. Durchlaucht sollen bald über Alles aufgeklärt werden. Nach meinen Dafürhalten sind die Beschlüsse des Adels null und nichtig, so sich nicht die Bürger ihnen anschließen. Was die Herren da

treiben, sind unschuldige Redeübungen, exercitationes ihrer Lungen.

Aber die Bürger werden mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen. Der Schöppenmeister hat die Adligen im Namen der Stadt willkommen geheißen und aufgenommen.

Thut nichts zur Sache, entgegnete in demselben eisig-kalten Tone der Geheimrath. Der Schöppenmeister und die gesammte Bürgerschaft sind nicht immer derselben Meinung. — Er hat seine Widersacher, seine Feinde. Die müssen wir benutzen, ihren Anhang zu verstärken und den seinigen zu vernichten suchen. —

Und das haltet ihr für möglich?

Warum denn nicht? Die Volksgunst ist noch unbeständiger, als das Meer. Wen sie heute bis zum Himmel erhoben, den stürzt sie morgen so tief, daß er sich nimmermehr von seinem Falle erheben kann. Der Schöppenmeister hat Neider und Feinde.

Zum Beispiel?

Alle Diejenigen, welche nach seinem Amte trachten, ferner die reichen Bürger, welche Ruhe und Frieden um jeden Preis verlangen.

Was rathet ihr, demnächst zu thun? —

Wir müssen behutsam zu Werke gehen. Die Blößen unserer Gegner benutzen, ohne unsere Schwächen Preis zu geben. Die ganze Kunst besteht darin, die Feinde zu entzweien. Divide et impera. Adel und Städte stehen einander seit Jahrhunderten gegenüber, nur der gemeinsame Vortheil hat das widernatürliche Bündniß unter denselben zu Stande gebracht. Wie leicht ist es aufgelöst, wenn wir das Band zu trennen wissen, das sie zusammenhält. Gebt dem Adel ein kleines Vorrecht, und die Eifersucht der Städte erwacht auf's Neue; laßt den Bürgern eine unbedeutende Freiheit zu Gute kommen, und der Adel sagt sich von den Käsekrämern los.

Ihr meint also —

Daß wir den Saamen der Zwietracht ausstreuen müssen. Er wird reifen und tausendfältige Früchte tragen.

Aber das bedarf der Zeit. Es handelt sich jetzt um den Augenblick; welche Maßregel würdet ihr vorschlagen?

Hm! das ist nicht so leicht. Doch, was fällt mir ein. — So wird es gehen. Das Gesetz gestattet auch, in außerordentlichen Fällen die Landräthe einzuberufen. Durch diesen Schritt wird der Adel in sich selbst geschwächt.

Das läßt sich hören.

Hier stehen zwei Körper einander gegenüber, die sich mit Eifersucht betrachten werden. Die adligen Stände werden den Landräthen mißtrauen, und diese den Adel, zu dem sie selbst gehören, zu beschränken suchen, um als bevorrechtigter Stand einzig und allein dazustehen. Gebt Acht, die reiben sich gegenseitig auf, ich kenne das.

Ich bewundere euren Scharfsinn!

Das will nicht viel sagen. Ich benutze die gegebenen Verhältnisse, und darin besteht die ganze Kunst. Glauben mir Ew. Durchlaucht, es giebt kein Gesetz, es sei noch so trefflich, kein Privilegium, es sei noch so fest, daß sich nicht eine Handhabe für den Diplomaten bietet, um es umzustürzen. Alles Irdische ist vergänglich und trägt den Todeskeim in seinem Innern. Wer die Achillesferse kennt, der drückt seinen Pfeil los, sicher, daß er trifft.

Also auch die Souveränität, welche unser gnädigster Herr erstrebt, dürfte, nach eurer Ansicht, einst zu Grunde gehen?

Ei bewahre, entgegnete der Geheimrath mit einem feinen Lächeln um die schmalen, blassen Lipppen; die ist von Gottes Gnaben, und darum dauernd für

die Ewigkeit. Doch das sind überhaupt metaphysica, die den Staatsmann nicht kümmern dürfen. Ueberlassen wir dergleichen Fragen den Herren an der Universität, unsern hochgelahrten Professoren. Wir haben keine andere Aufgabe, als den Willen des Regenten zu erfüllen.

Es wird schwer halten, seufzte der Fürst.

Und dennoch hoffe ich, daß wir siegen werden. Wer die Menschen kennt, weiß, daß es nichts Unmögliches geben kann. Das Volk ist wie ein Kind und muß auch ebenso behandelt werden. Freiwillig nimmt es nicht die bittere Medizin. Durch Schläge und Zucker bringt man es so weit man will. Durch Drohungen und Versprechungen setzt man am Ende Alles durch.

Ihr mögt Recht haben, wenn ihr von der Masse sprecht, aber es giebt Ausnahmen, wie dieser Rhode. —

Den nehme ich auf mich. Ich habe ohnedies meine ganz besondere Rechnung mit dem Schöppenmeister abzumachen.

Und wie wollt ihr ihm beikommen? — Er steht in hohem Ansehen bei der Bürgerschaft.

Das muß man untergraben, und das ist leichter als man denkt. Er ist nicht reich, da streut man Gerüchte aus, daß seine Vermögensverhältnisse zerrüttet sind. Das raubt ihm schon viel von seinem Glanz und giebt dem Verdachte Raum. — Er hat einen Bruder in Warschau, der katholisch und Jesuit geworden. Bei der lutherischen Menge schadet ihm schon diese zufällige Anverwandtschaft mit dem gefürchteten Antichrist. Seine ganze Macht beruht auf dem Vorurtheil, und das Vorurtheil muß wiederum ihn stürzen. —

Er thäte mir leid, meinte der Fürst mit aufrichtigem Bedauern, vor den Vorschlägen des Geheimraths fast zurückschaudernd.

Staatsraison, Staatsraison! entgegnete Herr von Brandt mit Achselzucken. Wir müssen jedes Mittel anwenden, um zum Ziele zu gelangen. Oder wollt ihr die Verantwortung auf euch nehmen, wenn die Pläne unseres gnädigsten Herrn an dem Widerstande dieses trotzigen Schöppenmeisters scheitern? Ihr habt ja Alles gethan, um ihn zu salviren. Sein Unglück rührt vom eignen Hochmuth her. Nicht wir, er selber richtet sich willentlich zu Grunde.

Der Geheimrath beschwichtigte durch diese

Worte die Gewissensbisse, welche doch dann und wann in der Seele des Statthalters aufsteigen mochten. Zuletzt war dieser beruhigt und pries sein Geschick, daß es ihm vergönnt war, alle Verantwortung eines solchen Schrittes auf die Schultern eines Mannes zu laden, dessen Geistesgaben und Rücksichtslosigkeit er eben so sehr bewundern, als verachten mußte.

XVIII.

Wie der Geheimrath vorgeschlagen, so geschah es auch. Die Landräthe wurden von dem Statthalter einberufen und bildeten sogleich ein Gegengewicht gegen die Bestrebungen der versammelten Adligen. Außerdem wußte Herr von Brandt mit großer Geschicklichkeit Adel und Städte zu entzweien. Er scheute kein Mittel, um zum Zwecke zu gelangen. Bald wendete er im Namen des Kurfürsten Drohungen, bald wieder Bestechungen an, um die Bürgerschaft zum Abfall zu bewegen. Vergebens bemühte sich der Schöppenmeister von Königsberg, die Einigung des Adels und der Städte zu bewerkstelligen, und dadurch einen allgemeinen Landtag herzustellen, dessen Beschlüsse dann Gesetzeskraft gehabt hätten. Ueberall trat ihm eine feindliche Macht entgegen, deren Ursprung er sich nicht enträthseln konnte. Die Partei, welche ihm entgegenstand, mehrte sich mit jedem Tage,

und wenn auch sein Anhang noch immer das Uebergewicht behauptete, so mußte er doch den Verlust manches Ehrenmannes beklagen, der aus ein oder der anderen Ursache sich auf die kurfürstliche Seite schlug.

Die Gerüchte über seine zerrütteten Vermögens-Verhältnisse, welche Herr von Brandt geschickt zu verbreiten wußte, verfehlten, trotzdem sie als unwahr sich erwiesen, ihre Wirkung nicht. — Auch die Verwandtschaft mit dem Bruder, der als Jesuit in Warschau lebte, war in den Augen vieler rechtgläubigen lutherischen Bürger ein Stein des Anstoßes. So mußte er nach und nach seine schönsten Pläne scheitern sehen. Die Versammlung der Adligen, welche so viel versprechend begonnen, konnte unter diesen Verhältnissen kein bedeutendes Resultat herbeiführen. Bald arteten die Berathungen und Besprechungen zwischen diesen und den Bürgern in eitle Zänkereien aus. Vergebens erhob der alte Generallieutenant seine Stimme und mahnte zur Nachgiebigkeit. Die Interessen der einzelnen Stände widersprachen sich in so vielen Hauptpunkten, daß stets, bei der vorhandenen gereizten Stimmung, neuer Stoff zum Hader und zur Zwietracht gefunden wurde. Beson-

ders konnte man sich nicht über die Art der Abgaben einigen, die man doch zu entrichten sich entschlossen hatte. Die Accise, welche der Kurfürst eingeführt, lastete zumeist auf den Städten, während jede andere Abgabe das flache Land und den Adel am härtesten betraf. Jeder Stand wollte dem andern die Last aufbürden, und selbst, so viel als möglich, frei ausgehen. Alle Uebelstände einer solchen Regierungsform machten sich auf das Entschiedenste geltend, und nach tagelangen und nutzlosen Verhandlungen, entschlossen sich die Herren vom Adel, unverrichteter Sache nach ihrer Heimath abzureisen.

Das war ein bitterer Schmerz, den der Schöppenmeister erlebte, als der alte Kalkstein zu ihm kam, um Abschied zu nehmen.

Lebt wohl! sagte der greise Patriot; ich scheide, weil ich von einem längeren Weilen keinen Nutzen sehen kann. Dächten alle Menschen so, wie ich und ihr, so wär' die Sache wohl gediehen, die nun schmählich zu Grunde geht.

Da sei Gott dafür! entgegnete Herr Rhode. Ich gebe die Hoffnung nimmer auf. Adel und Bürger werden mit der Zeit zur besseren Einsicht gelangen und sich mit einander verständigen.

Kann wohl sein, wenn es zu spät sein wird, wenn der Kurfürst unsere Kraft dermaßen gebrochen, daß jeder Widerstand als freventliche Thorheit erscheinen muß. Jeder mißglückte Versuch läßt die Macht des Gegners wachsen. Der Kurfürst wird den unblutigen Sieg über Adel und Stände zu benutzen wissen.

Ich hoffe zu Gott, daß er uns Alle erleuchten wird. Ihr habt Recht, Herr von Kalkstein, der Kurfürst wird nicht müssig bleiben, aber der leichte Sieg wird ihn gewiß verblenden, und Maßregeln hervorrufen, die mit allgemeiner Entrüstung vom Lande aufgenommen werden.

Da kennt ihr ihn schlecht. Auch dem Feinde muß man Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er ist ein kluger, ein höchst weiser Herr, ein Politikus, der nicht umsonst in die Schule der Oranier gegangen ist.

Und was glaubt ihr, das er unternehmen wird?

Wer kann es wissen? Ich fürchte, daß er seinen Sieg mit Mäßigung benutzt. Anfangs wird er leise und sänftiglich auftreten, bis er sicheren Grund und Boden unter seinen Füßen hat, dann gebt Acht, wie er mit Adel und Bürger umzuspringen weiß.

Und was werdet ihr beginnen?

Wäre ich nicht zu alt, so ginge ich wohl auf ein paar Monate nach Polen, bis sich das Donnerwetter verzogen hat; aber freilich, meine müden Knochen vertragen solche Strapazen nicht. Ich glaube, daß der Kurfürst mir bereits ein Ruheplätzchen in Memel oder Küstrin ausgesucht.

Er wird es nicht wagen, euch an den Leib zu gehn.

Gebt Acht, er wird keine Umstände machen. Ein Exempel muß statuirt werden, das schüchtert die Andern ein.

Und ihr sprecht so ruhig davon, und denkt nicht an eure Sicherheit?

Ei, was! Ich sehne mich nach Ruhe, und dann hoffe ich, daß noch Freunde leben, die des alten Kalkstein nicht vergessen werden, wenn er auch in Ketten und Banden sitzt.

Rhode hatte die Hand des alten Generallieutenants ergriffen, die er gerührt lange Zeit in der seinen hielt. Die beiden Männer sprachen nicht, sondern schauten einander mit treuen, klaren Augen an.

Auch eure Sicherheit ist bedroht, fuhr Herr Christian von Kalkstein fort. Der Kurfürst wird sich

die Häupter langen, mit den Uebrigen wird er ohne Mühe fertig. Wenn die Hunde beseitigt, dann hat der Wolf leichtes Spiel mit der ganzen Heerde. Ich rathe euch zur Flucht.

Und ihr selber bleibt?

An mir ist nichts mehr gelegen. Ich bin ein alter, abgelebter Stamm, aber ihr seid im kräftigen Mannesalter, eine Eiche, die noch lang dem Wind und Wetter trotzen kann. Geht nach Polen, dort könnt ihr am Hofe Johann Kasimir's der guten Sache unseres Landes mehr nützen, als wenn ihr euch hier ergreifen und einkerkern laßt.

Ich habe Weib und Kind.

Eure Freunde werden auch für diese sorgen.

Und mein Amt? Darf ich in der Gefahr den Posten verlassen, den mir die Bürgerschaft anvertraut? Ich bleibe! komme, was kommen mag. Ich will bis zum letzten Augenblicke ausharren und kämpfen. Ich will auch ein Exempel statuiren; ich will dastehen, wie ein Mann, der seine Pflicht thut, bis er nicht mehr kann. Solch ein Beispiel geht nicht verloren. Nützt es vielleicht auch der Gegenwart nicht, so werden die späten Enkel sich daran erbauen und die Früchte ernten, die ich ausgesät. Hat doch

der Gottesmann Martinus Luther in größerer Gefahr geschwebt, als ich; durch Muth und Standhaftigkeit hat er sein heiliges Werk vollendet. Ich sage, wie er: Hier stehe ich, und kann nicht anders. Amen.

Hoch aufgerichtet stand der Schöppenmeister bei diesen Worten vor seinem alten Freunde da. In der That eine stattliche Eiche, die unerschüttert das drohende Wetter am Himmel heraufziehen sieht und sich nicht beugt, mag der Sturm rasen, vor dem sich nur das niedere Gebüsch beugt.

Achtungsvoll schieden die beiden Männer. Das Herz war ihnen voll von bangen Sorgen für die Zukunft ihres Landes, aber die Seele auch voll Muth.

Als der ehrenwerthe Gast den Schöppenmeister verlassen, da fühlte sich Herr Rhode gar einsam mit seinem Kummer. Er war des Trostes bedürftig und suchte ihn auf in dem Buche, aus dem er zu allen Zeiten Rath und Erbauung suchte. Von dem Simse holte er die alte Familienbibel herab, in braunem Leder gebunden und mit allerlei Zierrathen versehen. Er schlug das Buch der Bücher auf und las mit gefalteten Händen:

1. Ein Psalm Davids, da er flohe vor seinem Sohne Absalom.

2. Ach, Herr, wie sind meiner Feinde so viel, und setzen sich so viele wider mich.

3. Viele sagen von meiner Seele: Sie hat keine Hülfe bei Gott, Sela.

4. Aber du, Herr, bist der Schild für mich, und der mich zu Ehren setzt und mein Haupt aufrichtet.

5. Ich rufe an mit meiner Stimme den Herrn, so erhört er mich von seinem heiligen Berge, Sela.

6. Ich liege und schlafe und erwache, denn der Herr hält mich.

7. Ich fürchte mich nicht vor vielen Hunderttausenden, die sich umher wider mich legen.

8. Auf, Herr, und hilf mir, mein Gott, denn du schlägst alle meine Feinde auf den Backen und zerschmetterst der Gottlosen Zähne.

9. Bei dem Herrn findet man Hülfe und deinen Segen über dein Volk, Sela.

XIX.

Gestärkt erhob sich der Schöppenmeister, nachdem er so mit Gott gesprochen. Aber die Sorge und der Kummer um sein Land war es nicht allein, was ihn betrübte. Seinem väterlichen Auge war es nicht entgangen, daß sein Sohn Oswald seit jenem Zwiegespräch an einem tiefen Leid kränkelte. Getreu seinem Versprechen, hatte der Jüngling von dem Tage ab den Anblick der schönen Doris vermieden. Doch wenn er auch die Versuchung floh, so vermochte er darum doch nicht, die Leidenschaft, welche sein ganzes Herz erfüllt hatte, gänzlich zu unterdrücken. Ja, jeder Versuch diente nur dazu, seine Liebe zu befestigen, so wie das glühende Eisen durch das kalte Wasser, in welches der Schmied es taucht, gestählt und gekräftigt wird.

Oswald besuchte nicht länger das Haus des Geheimraths, dagegen irrte er tagelang in der Nähe

des Schlosses umher. Eine magische Gewalt zog ihn stets auf's Neue nach dem Orte hin, wo sie verweilte. Er war beglückt, wenn er am Fenster ihre Gestalt zu erkennen glaubte, wenn er von Weitem ihr Kleid schimmern sah. Dann erhob sich der alte Kampf wieder in seiner Brust. Er hätte hineilen mögen zu ihren Füßen, um unter Thränen ihr seine Liebe zu gestehn. Aber das ehrwürdige Bild seines Vaters und das Versprechen, das er diesem in jener feierlichen Stunde abgelegt, drängte sich dazwischen. So wurde seine Brust von den widersprechendsten Gefühlen bewegt. Fast erlag er unter diesem Kampf. Seine Wangen wurden blaß, seine Augen waren eingefallen, sein Gang verlor die Frische und Elastizität der ungebrochenen Jugendkraft. Die Nächte brachte er meist schlaflos zu. Wenn Katharina mit ihrem Bräutigam in süßer Selbstvergessenheit koste, dann stürzte er aus dem Zimmer und stürmte hinaus auf die nächtigen Straßen, trotz Schneegestöber und Windesgebrauß. Draußen irrte er herum, und es freute ihn, wenn er die Brust den rasenden Stürmen Preis geben konnte.

Katharina, welche mit weiblichem Scharfsinn die Gefühle des Bruders ahnen mochte, legte sich in

seiner Gegenwart gern einen Zwang auf, aber der glückliche Mathis dachte doch nicht immer wie die zarte Braut und umschlang das erröthende und leis sich sträubende Mädchen in Oswalds Gegenwart. Alle Pein unglücklicher Liebe durchzuckte dann das Herz des Armen, der ein solches Schauspiel nicht ertragen konnte.

Zuweilen traf es sich wohl auch, daß er der schönen Doris begegnete und ihren Blicken nicht ausweichen konnte. Das waren wohl die bittersten Stunden seines Lebens. Er durfte oder wollte ihr nicht nahn. Bald glaubte er dann, daß ihr flammendes Auge wehmüthig auf ihm geruht, bald vermeinte er ein spöttisches Lächeln um ihre Lippen bemerkt zu haben. Einmal sogar ließ sie, sicher aus innerer Bewegung, bei seinem Anblick das Tuch fallen, welches sie in den Händen hielt. Er bückte sich darnach, das Blut schoß ihm dabei so zu Kopf, daß er zu vergehen glaubte. Erröthend aber stumm reichte er das Tuch ihr dar. Ihre Haud berührte die seinige, und ein elektrischer Schlag durchzuckte sein ganzes Wesen.

Sie dankte ihm mit einem stolzen Neigen, und dennoch wollte er ein Zittern an ihr verspürt haben,

als ihre Finger die seinigen nur leise wie ein Windhauch streiften.

Glückliche Zeit der Jugend! Sie gleicht der frischen Saat. Wenn der Hagel sie auch trifft, die Halme richten sich immer auf's Neue auf und grünen lustig fort. Wie die Biene, findet sie selbst in giftigen Blumen noch ein Tröpflein Nektar, und hört nie zu hoffen auf.

Unterdeß benutzte Baron Baumgarten die Abwesenheit seines Nebenbuhlers, um die möglichst größten Vortheile von derselben zu ziehn. Man sah ihn noch öfterer als sonst in der Nähe der schönen Doris, welche ihn um so schlechter zu behandeln pflegte, je weniger ihr gestattet war, durch irgend einen Vorzug, den sie sonst dem Baron gegeben, die Eifersucht Oswald's herauszufordern. Nicht ein Sonnenblick lächelte mehr dem Diplomaten. Mit hochmüthigem Lächeln hörte sie auf seine Schmeicheleien, ihr Witz suchte stets ihn zur Zielscheibe und schonte keine seiner Schwächen. Ihm gegenüber heuchelte sie oft eine Traurigkeit über die Abwesenheit Oswald's, die sie in Wahrheit nicht empfand.

Jeder andere, als der Baron, hätte sich von dieser beleidigenden Kälte vielleicht abschrecken lassen,

aber Baumgarten besaß jene Zähigkeit und Ausdauer, welche im Leben, wie in der Liebe, fast immer, wenn auch auf Umwegen, zum Ziele führt. Seine Mienen blieben unverändert dieselben und keine Spur von Empfindlichkeit verrieth sich auf dem glatten Gesichte. Der Uebermuth und die Beleidigungen der reizenden Doris ertrug der schlaue Diplomat mit einer Geduld, welche dennoch nie in lächerliche Schwäche ausartete. Er wußte die Nachsicht eines Liebenden mit der Würde des Mannes zu verbinden. Zuweilen reizte er Doris durch seine Ruhe und Kaltblütigkeit, und riß sie vielleicht absichtlich zu Schmähungen hin, welche sie im nächsten Augenblicke bedauerte. Dadurch gewann er einen Vortheil über sie, den er stets zu seinem Nutzen zu verwenden wußte. In dem Grunde ihres Wesens haßte Doris diesen Mann, und dennoch mußte sie sich eingestehn, daß er durch seinen Verstand, seine geistigen Begabungen sie oft zur Bewunderung zwang.

Nach und nach interessirte sich Doris für diese neue Art von Liebesbewerbung, welche eher dem Kampfe zweier erbitterter Gegner, als der zärtlichen Hingebung einer tiefen Leidenschaft glich. Es gab

Augenblicke, wo sie dem Baron mit größerer Huld, als gewöhnlich, ja mit einer gewissen Theilnahme zuzuhören schien. Aber schon der nächste Moment enttäuschte ihn über seinen vermeintlichen Sieg, den er zu benutzen suchte. Mitten in einer Erklärung, die er ihr dann mit den süßesten Worten that, schlug sie ihr höhnisches Gelächter auf und wandte sie ihm mit Verachtung den Rücken. Es gab eine Schranke in ihrem Umgange, welche der schlaue Diplomat nie zu übersteigen vermochte. Trotz aller seiner List war es ihm noch nicht gelungen, das Wesen des geheimnißvollen Mädchens zu ergründen.

Zuweilen glaubte er wohl, daß Oswald noch immer sein gefährlicher Nebenbuhler sei, aber die Gleichgiltigkeit, mit welcher Doris größtentheils von dem Sohne des Schöppenmeisters sprach, mußte ihn wieder vom Gegentheil überzeugen. Er ließ sowohl Doris, als Oswald von seinen Werkzeugen und Spionen beobachten, aber er konnte keine Spur des Einverständnisses zwischen Beiden entdecken.

Dennoch verzweifelte Baumgarten nicht. Er rechnete auf den Zufall, den allmächtigen Herrn der Welt, und auf die Zeit, welche jede Frucht zur Reife bringt. Er liebte Doris, aber weniger mit dem Herzen,

als mit dem Verstande, und weil er dies that, besaß er die nöthige Ruhe, um unausgesetzt seinem Ziele nachzustreben. Was ihn fesselte, war ebenso sehr ihr innerstes Wesen, als ihre äußeren Verhältnisse. Er bewunderte ihren feinen Verstand und die glänzende Bildung, welche sie einer französischen Erziehung verdankte. Ihre Schönheit, die in jedem Augenblicke neu und immer reizend schien, hatte ihn bestochen, aber ebenso wenig entgingen ihm die Vortheile einer Verbindung mit der Tochter des einflußreichen Herrn von Brandt. Seine Gefühle waren ebenso sehr das Resultat einer glühenden Neigung, als der kaltblütigsten Berechnung. Wenn aber in einem vollkommenen Egoisten sich die Leidenschaft mit dem Vortheile verbindet, so entsteht aus dieser wunderbaren Mischung ein gefährliches Zwitterwesen, das die wahre Liebe selbst durch Kühnheit und Ausdauer zu übertreffen weiß.

Von Doris oft zurückgewiesen, wandte sich der Baron an ihren Vater, den geheimen Rath, dem er sich bald unentbehrlich zu machen wußte. Herr von Brandt schätzte den jungen Mann schon seit langer Zeit, und wenn er auch keinen Anstand nahm, die Hand seiner Tochter dem unbeugsamen Schöp-

penmeister für Oswald anzubieten, so war ihm jetzt, nachdem sein erster Plan gescheitert war, Baumgarten ein ganz willkommener Schwiegersohn.

Erwerbt euch die Gunst meiner Tochter, sagte der geheime Rath, und ich werde mich freuen, wenn ihr meinen Segen für euch Beide fordert.

Ich habe dem Fräulein auf eine erlaubte Weise meine Wünsche zu verstehen gegeben.

Und sie hat dieselben acceptirt? —

Das will ich nicht sagen.

Also abgewiesen?

Auch das möchte ich nicht behaupten.

Daran erkenne ich sie, entgegnete Herr v. Brandt mit einem unheimlichen Lächeln. Sie hat ihren eigenen Sinn, den ich nicht beugen kann und darf.

Ich sollte meinen, daß ihr doch der Vater seid?

Allerdings, allerdings! unterbrach der geheime Rath den Baron voll Hast, aber auf dem Sterbebette mußte ich es meiner Frau versprechen, daß Doris bei der Wahl eines Gatten gänzlich unbeschränkt bleiben sollte.

Ich wünsche auch keinen Zwang; aber ich glaube doch, daß ein ernstes, väterliches Wort viel vermag. Ihr kennt meine Aussichten und Verhältnisse. Ich

besitze einiges Vermögen. Meine Familie zählt zu den ältesten im Lande und ist bei dem Kurfürsten, so viel ich weiß, gar wohl gelitten.

Freilich, freilich! lieber Baron, ich weiß es, und von meiner Seite habt ihr keinen Widerstand zu befürchten. Im Gegentheil, ich will euch jeden Vorschub leisten, so weit es angeht. Aber, wie gesagt, vor allen Dingen müßt ihr mit meiner Tochter euch verständigen.

Ich will noch einen Versuch wagen.

Thut es, und ich wünsche euch von Herzen dazu Glück. Was mich betrifft, so will ich selbst noch heute Abend ein ernstes Wort mit ihr zu euren Gunsten sprechen.

Aufgemuntert durch die Zustimmung des Vaters, suchte der Baron die schöne Doris auf. Er traf sie scheinbar mit einer künstlichen Stickerei beschäftigt. Es war seinem scharfen Auge nicht entgangen, daß sie bei seinem Eintritte ein Billet, das sie eben erst gelesen, hastig seinen Blicken zu entziehen versuchte und in ihren Busen barg. In ihren Mienen zeigte sich einige Verlegenheit, welche aber schnell verschwand.

Verzeiht, mein Fräulein, wenn ich störe, sagte

der Baron, indem sein Auge sie fixirte und forschend den Ausdruck ihres Gesichtes belauerte.

Ihr seid zu jeder Zeit willkommen! entgegnete die reizende Doris ganz gefaßt.

Ich wünschte, daß ihr wahr gesprochen. Wie würde ich mich glücklich schätzen, wenn eure Worte nicht der gewöhnliche Ausdruck hergebrachter Artigkeit wären, wenn ich sie deuten dürfte, wie ich gern es möchte.

Wer hindert euch daran? fragte das schlaue Weib, schalkhaft lächelnd.

Ihr selbst! schöne Doris. Seit Monaten seht ihr mich zu euren Füßen schmachten. Hundertmal habe ich euch die Gefühle und Empfindungen meines Herzens gestanden, und eure einzige Antwort war nur Spott und Hohn.

Weil ich nicht an eure Liebe glaube, weil ich überhaupt keinem Mann traue, keinem! Habt ihr mich verstanden? Herr von Baumgarten.

Könnt ihr an der Reinheit meiner Liebe zweifeln? So eben habe ich, mein Fräulein, mit eurem Vater von meiner Leidenschaft gesprochen. Er billigt dieselbe, und wenn ihr einwilligt, wenn ihr mir die schönste Hand der Welt reichen wollt, so steht meinem Glücke nichts entgegen.

Und wenn ich nun euren ehrenvollen Antrag aus mannigfachen Gründen ablehnte?

Ihr würdet mich schwer betrüben, aber meine Liebe würde darum nicht aufhören zu hoffen.

Ihr sprecht von Liebe, Herr von Baumgarten?

O! ich schwöre euch —

Und ihr seid wirklich überzeugt, daß ich leichtsinnig genug euren Schwüren Glauben schenken würde? Geht doch, geht! Was ihr Liebe nennt, ist meist nur eine Täuschung, womit ihr euch, womit ihr andere betrügt.

Wie könnt ihr glauben? O, ihr seid hart!

Wir wollen aufrichtig gegen einander sein. Ihr seid zu klug, zu gewandt, um nicht bei der Wahl einer Gattin alle Vortheile dabei in's Auge zu fassen, die ihr erlangen könnt. Ihr wollt durch meine Hand eine Stufe höher steigen. Ihr seid ehrgeizig, ich weiß es, und euer Ehrgeiz läßt euch in mir das Ziel aller eurer Wünsche sehn. Kein Mann liebt ohne Eigennutz, nur das Weib gibt sich ganz ohne alle Nebenrücksichten hin.

Der Baron wollte sie unterbrechen.

Laßt mich aussprechen, fuhr Doris eifrig fort. Ich bin kein schwärmerisches Mädchen mehr, ich

kenne das Leben und die Welt. Meine Mutter hat mich genügend belehrt. Ihr Beispiel wird mir ewig unvergeßlich sein. Sie hat viel gelitten unter dem Despotismus der Ehe. Ich will frei und unabhängig sein.

Ihr sollt es bleiben, ich verspreche euch —

Und werdet, wenn ihr mich gefesselt habt, eure Schwüre, eure Gelübde brechen. Nein, ich lasse mich nicht locken und fangen, wie der Vogel, den der Jäger in sein Netz mit rothen Beeren lockt. Sollte ich mich je zu einer Ehe entschließen, so würde es nur unter Bedingungen geschehen, die wir vorher untereinander festgestellt.

O, nennt dieselben! Ich will jede treu und gewissenhaft erfüllen, sagte der Baron, indem er die Hand der schönen Doris ergriff, die er zierlich und galant an seine Lippen führte.

Wir wollen sehen, entgegnete diese, und lächelte wiederum in der ihr eigenen höhnischen Weise.

Stellt mich auf jede Probe; nennt mir eure Wünsche, sie werden für mich Befehle sein.

Jetzt nicht. Ich muß mich erst sammeln, mir Alles genau überlegen. Kommt in einigen Tagen wieder, dann sollt ihr einen festen Bescheid erhalten.

Ihr schickt mich demnach nicht ohne Hoffnung fort?

Ich kann und will euch nicht die Hoffnung rauben; doch jetzt verlaßt mich. Ich fühle, daß ich der Ruhe, der Einsamkeit bedarf, um mich zu sammeln.

Der Baron entfernte sich, zufrieden mit den Vortheilen, welche er erlangt zu haben glaubte, und überließ die schöne Doris ihrem eigenen Nachdenken.

Kaum daß sie sich allein sah, so zog sie das verhängnißvolle Blatt hervor, in dessen Lesung sie durch Baumgartens Eintreten unterbrochen worden war. Mit wilder Hast durchflog sie die Zeilen, welche vor ihren Blicken zu verschwimmen schienen. Augenscheinlich wurde sie durch den Inhalt auf das Höchste aufgeregt. Ihr Herz pochte gewaltig in der Brust, ihr Busen wogte wild und stürmisch, in ihren Augen blitzte ein jäher Zorn, und die Hände zitterten, indem sie das Blatt zu halten suchten.

Ungeheuer! murmelten ihre Lippen.

Nach und nach legte sich der Sturm und machte einem ruhigeren Schmerze Platz. Doris hatte sich ungestüm auf den Polsterstuhl geworfen und ihr Gesicht mit den weißen Händen bedeckt. Allmälig

drangen zwischen den rosigen Fingern einzelne Thränen hervor.

Verrathen, schändlich verrathen! schluchzte sie laut, und überließ sich von Neuem ihrer Wuth.

Auch dieser Anfall ging vorüber. Keine Thräne entquoll mehr ihren schönen Augen. Ruhig und gefaßt erhob sie sich von dem Stuhl. Der Ausdruck ihres Gesichtes war kalt und eisig, wie das der Medusa, aber unter der Larve lebten die Dämonen der Hölle.

Schluß des ersten Bandes.

Druck von Graß, Barth und Comp. in Breslau.

Ring, Max,

Der große Kurfürst und der Schöppenmeister historischer Roman aus Preußens Vergangenheit ; in 3 Bänden

Bd.: 1

Breslau 1852